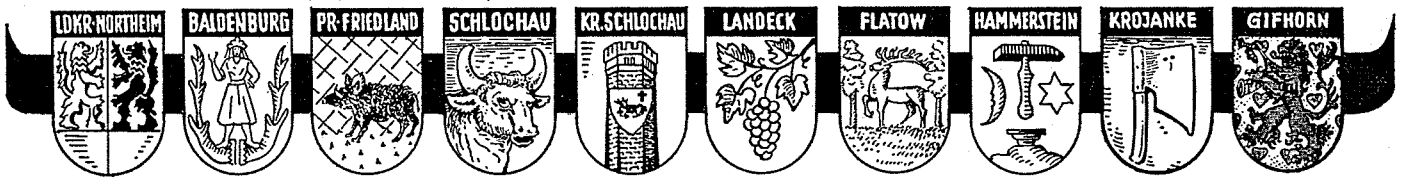


Neues Schlochauer-Flatower Kreisblatt



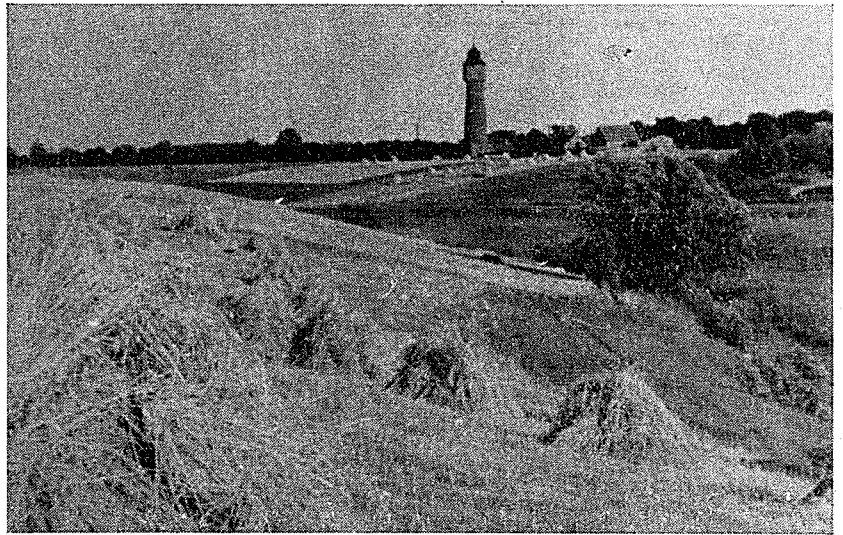
12. Jahrgang

Bonn, 15. August 1964

Nummer 8 (140)

Das Bild der Heimat:

Flatow. Am Bürgermeistersee
Eine Aufnahme aus dem Sommer 1963
Foto: Johannes Schley



Reifende Ähren, Ernte und tägliches Brot

Ein Spaziergang in der Umgebung einer Großstadt an einem Sommerabend, an wogenden, goldgelben Ährenfeldern vorbei, hie und da eine Kornblume erblickend und in Gedanken über heimatliche Felder schreitend, gab mir Anlaß, Ihnen folgende Geschichte auf diesem Wege mitzuteilen:

Wie lange mag es wohl her sein, daß unsere Artgenossen ihre mit Getreide bebauten Felder mit Sicheln abernteten, die Garben mit Stroh zusammengebunden, das ungedroschene Getreide in oder neben ihren Behausungen aufbewahrten und, als der Sommer längst vorüber war, auf mancherlei Art ausgedroschen haben, Ja, noch weiter gingen meine Gedanken zurück. Wie viele Jahre mag es wohl gedauert haben, bis aus wildwachsendem Rispengras sich die verschiedenen Getreidearten entwickelt haben? Wer war jener Hirte oder seßhaft gewordene Jäger, der erstmalig planvoll wilde Landflächen rodete, um Getreide auszusäen, zu ernten und die Frucht als Ausgangsprodukt für unser tägliches Brot zu verwenden, wie viele Generationen würde ich hierbei in die Vergangenheit zählen können?

Viele von Ihnen, liebe Leser, werden sich noch daran erinnern, wenn an trüben Herbsttagen oder im stillen Winter in den Dörfern unserer Heimat aus bäuerlichen Anwesen der Takt der Dreschflegel „klapp klapp-klapp“ erscholl. Ich selbst habe mich einmal als Flegel-Drescher versucht. Außer einer Beule am Kopf, von unsachgemäßer Anwendung des Dreschflegels, habe ich nicht viel mehr erdroschen. Denn auch das Dreschen mit dem Flegel wollte gekonnt sein. Es scheint mir heute kaum vorstellbar, daß — auch Landmänner — bis 10 Arbeitsstunden den Dreschflegel schwingen und auf diese Art Korn ausdroschen. Ich glaube kaum, daß in unserer bewegungsarmen Zeit noch einige solcher Art zu finden sind.

Einen bedeutenden Fortschritt für den Landmann bedeutete es, als die ersten Stiftdrescher auf dem Markte erschienen und auf den Tennen ihren Einzug hielten. Auch unsere heimische Landmaschinenfabrik „von Guse“ in Schneidemühl stellte diese „Schnurrer“ her. Sie wurden wegen ihres schnurrenden

Geräusches so benannt, welches sie beim Dreschen entwickelten. Sie trennten fast mühelos die Frucht aus der Ähre, auch wenn manchmal das Korn wie zerhackt aus der Maschine kam, und ersparten viel Muskelkraft. Der Umgang mit diesen Maschinen war nicht ganz ungefährlich. Mancher Landarbeiter hat trotz Geschick und viel Einfühlungsvermögen dabei körperliche Schäden davongetragen.

Es waren auch noch keine so nervenraubenden Zeiten, und man brauchte nicht auf den Gegenverkehr zu achten, wenn man sich auf einem mehr oder minder bequemen Sitz auf der Göpelstange placierte und mit Hüh und Peitschenknall die Gäule antrieb, die mit ihrer Muskelkraft mittels einer sinnvollen Übertragung eine Dreschmaschine in Bewegung hielten. Mancher Bauersmann hing dabei seinen Gedanken nach: Familie, Anwesen, Struktur seines Hofes, kleine und große Politik. Mich hat es nie gewundert, wenn der eine oder andere nach einem langen Arbeitstag sinnig zum Kreis, den er mit Gesspann im Göpel beschrieb, geschlossene Kreise in seinen Problemen gefunden hat. Für Kinder jedoch war es ein billiges und viel Spaß verursachendes Karussellfahren. Allzulange blieben sie nicht bei der Beschäftigung; für sie wurde es recht bald langweilig. So mancher Erwachsene, gefördert durch das monotone Geräusch des Göpels und der Dreschmaschine, war recht bald auf dem Göpel eingenickt. Die Leute an der Dreschmaschine machten jedoch einem solchen Nickerchen durch aufweckende Rufe bald ein Ende. Wie sollten sie auch mit der Maschine dreschen, wenn sich die Trommel in der Maschine zu langsam, unregelmäßig bewegte oder gar stehen blieb? Viele Bauern hatten ihre Pferde schon so eingerichtet, daß diese ganz allein den Göpel zogen. Mir taten immer die Pferde leid, die da ständig den gleichen, verhältnismäßig engen kreisförmigen Weg machen mußten. Manchmal, so befürchtete ich, müßte diesen Pferden „schwindlig“ werden. Meine Befürchtungen waren jedoch meistens unbegründet; kaum waren sie aus dem Göpel ausgespannt, hatten sie wieder ihr altes „Feuer“.

Sogenannte „Breitdrescher“, die zwar auch noch mit dem Göpel angetrieben wurden, waren schon ein wesentlicher Fortschritt. Das Stroh, das diese Maschinen verließ, war fast noch genau so langhalmig, wie es in die Maschine kam. Dies war besonders erleichternd für diejenigen Bediener, die das Stroh zusammenbinden mußten. Jeder Bauer war froh um langhalmiges Stroh, brauchte er solches doch für vielseitige Zwecke. Ich

denke an das Stroh zum Abdecken mancher Häuser, Hütten und Scheunen, zum Häckseln und nicht zuletzt solches für Strohsäcke.

Der große Fortschritt für alle setzte erst nach dem 1. Weltkrieg ein. Die Elektrifizierung war nun auch in den ländlichen Gegenden unserer Heimat durchgeführt. Still standen nun die Göpel. Manche dienten den Kindern noch als Karussell, meistens jedoch wärmten sich auf dem Göpelbalken die Hühner in der Sonne. Wie einfach sah es nun aus; ein kleiner Hebel wurde gestellt, der Elektromotor surrte und trieb über eine Transmission die Dreschmaschine. Die Großväter jener Gene-



Der „Dreschkasten“ mit seiner Besatzung bei der Arbeit

ration hätten sich gewundert, wie aus einem an sich kleinen Metallblock, angeschlossen an Drahtleitungen und diese wiederum an Freileitungen mit blanken Drähten, eine solche Energie entströmen konnte, die Dreschmaschine in Gang setzte und in Gang hielt.

Schon kurze Zeit später standen auf den Tennen unserer Bauernhöfe größere Dreschmaschinen. In einem Arbeitsgang wurde das Getreide gedroschen, gereinigt (die Spreu vom Weizen getrennt), das Stroh gepreßt und manchmal auch schon gebündelt. Wenn nun gar noch ein Ablader die Strohhallen in der Scheune auf ganz bestimmte Plätze dirigierte oder auf Wagen lud, mit denen man das Stroh wieder auf die Felder

fuhr und dort zu Strohhaufen aufsetzte, so war in den zwanziger Jahren ein solcher Betrieb schon voll modernisiert. Ich habe immer mit Staunen die Namen auf diesen Maschinen, „Ködel und Böhm“, „Lanz“, „Flöter“, „Massey-Harris“, „Claas“, um nur einige zu nennen, gelesen. So mancher Bauer schaffte Gold in Form von goldgelben Körnern, die allein in die Säcke liefen. Wenn diese Maschinen doch nur mit diesem Gold einer Ernte zu bezahlen gewesen wären! Der gute alte Dreschflügel hing an der Scheunenwand, ein stummer Zeuge einer vergangenen Zeit. Manchmal vielleicht, wenn der eine oder andere Bauer Haferstroh für Strohmatte benötigte, kam er wieder in Gebrauch.

Wenn dann gar noch eine solche Maschine fahrbar war und eine gute alte Lokomobile diese auf die Felder zog und dort gedroschen wurde, scheint mir der Anschluß an die heutige Art des Dreschens gegeben zu sein. Gern erinnere ich mich an die Lokomobile. Sie und die fahrbare Dreschmaschine gehörten meist großen bäuerlichen Betrieben. Wie hätte auch ein kleiner Bauer eine solch teure Maschinerie erschwingen können und sie rationell einsetzen wollen? Ein dicker Bauch auf vier großen eisernen Rädern, ein langer Hals, so stand dieses Ungetüm neben dem Wunderwerk der Technik, der neuen Dreschmaschine, Rauchschwaden ausstoßend, auf den Feldern neben Mieten, Schobern, Staken, Diemen oder Getreidehaufen. Ein langer Riemen setzte über das Schwungrad der Lokomobile die Dreschmaschinerie in gleichförmigen Rhythmus. Einige Zentner Kohlen, etwas Stubbenholz, auch Spreu, war das „Futter“ der Lokomobile. Mit etlichen Gallonen Wasser gab sie billig ihre Kraft ab. Anstatt der Lokomobile habe ich auch Traktoren, die mit Petroleum betrieben wurden, gesehen. Wie fortschrittlich erschien dies doch gegen die staubige Drescharbeit auf der Tenne. Das Vesperbrot, verbessert mit einem „Klaren“, schmeckte draußen nochmal so gut.

Nach der Ernte kam der Drusch. Dies ist vergangen. Heute sind Ernte und Drusch ein Arbeitsgang. Mähdrescher fahren wie ein tausendfältiger Schnitter Tod in das reife Ährenfeld, und gutes, gereinigtes Korn, das zwar in Silos noch nachzutrocknen ist, wird vom Acker gefahren.

Der Weg in die Mühle und von dort in die Bäckereien ist dann nicht mehr weit und mit noch weniger Mühe, als heute geerntet und gedroschen wird, verbunden. Wie segensreich mir dieser Fortschritt scheint. Eines scheint mir jedoch heute wie in all den Zeitabläufen gleichgeblieben zu sein: die Bitte zu Gott und zur Mutter Erde

„Unser täglich Brot gib uns heute!“

Hans Mausolf

Unsere nächsten Heimattreffen

Hamburger Heimatkreisgruppe Schlochau - Flatow

Wir erinnern an unser großes Pr. Friedländer Treffen am 15. August 1964 (Sonnabend) im „Haus des Sports“ am U-Bahnhof Schlump.

Beginn: 15 Uhr

Saalöffnung: 12 Uhr

Stammtischrunde für Männer in Düsseldorf

Die nächste Stammtischrunde für Männer aus dem Kreise Flatow (für Düsseldorf und Umgebung) findet am Freitag, dem 4. September 1964 im „Haus des Deutschen Ostens“ in Düsseldorf, Bismarckstraße 90 ab 20 Uhr statt.

Flatower Heimatkreistreffen 1964 in Düsseldorf

Unser diesjähriges traditionelles Flatower Heimatkreistreffen findet am Sonnabend, dem 3. Oktober 1964, im „Haus des Deutschen Ostens“ (Restaurant), Bismarckstraße 90 statt.

Zum Baldenburger Treffen am 5. Juli 1964 in Berlin

Wie in jedem Jahre im Juli, so war auch das diesjährige Baldenburger Treffen im „Prälät“ gut besucht. Einige treue Teilnehmer aus Westdeutschland waren zwar ausgeblieben, die Anzahl der weitgereisten Besucher war deswegen aber nicht geringer geworden. Erstbesucher haben sich und den Berliner Landsleuten mit der Erneuerung lange zurückliegender Bekanntschaften wieder eine große Freude bereitet. Erinnerungen an die Heimat und Fragen nach dem Ergehen der ehemaligen Baldenburger heute führten die Heimattreuen zusammen. —

In wenigen Monaten jährt sich der Tag der feindlichen Zerstörung der Stadt und der Vertreibung zum zwanzigsten Male. Bis dahin werden unsere Freunde in der Welt uns ausreichend und deutlich klargemacht haben, daß an eine Heimkehr zum Geburtsort nicht mehr zu denken ist. Jetzt seien ja die andern dort heimatberechtigt, sagen sie. Und was haben wir dazu zu

sagen? Müssen wir eine erzwungene oder freiwillige Bestätigung unserer Regierung zu der angeblich geschichtlichen Tatsache gutheißen? Nach westlichen Begriffen nicht, denn das Recht auf die Heimat ist individuell und unveräußerlich; und auch eine eigene Unterschrift unter einen mit dem Lastenausgleich verknüpften Abfindungsbetrag würde daran nichts ändern. Ohne Zweifel würde eine vernünftige Grenze und die damit verbundene Besitzregelung wie mit Dänemark und Frankreich (Saargebiet) dem einzelnen eine Zustimmung erleichtern. Es kann jedoch keinem unmittelbar Betroffenen zugemutet werden, die koloniale Eroberung europäischer Länder, die rücksichtslose Ausbeutung unterdrückter Völker und die Verweigerung von Menschenrechten an alte Kulturvölker gutzuheißen, indem man dem Volk freiwillig seine „Eroberung“ bestätigt. Nachdem man uns Heimat und ererbten Besitz verweigert, ist die Pflege der Erinnerung wohl weiterhin die einzige „Realität“. Dies ist keine Phantasie oder ideologische Einbildung von den Vertriebenen.

Kann es einen besseren Beweis für die Notwendigkeit geben, die Erinnerung an die Heimat zu wahren, als die Mitteilung der Baldenburger aus Siegen (Westf.), wo sich anlässlich der Vorführung der Bildserie „Baldenburg — einst und jetzt“ deren Schwiegeröhne, die weder Pommern noch Baldenburg kennengelernt haben, ihren Schwiegereltern das Versprechen gaben: „Das schöne Land, das eure Heimat war, wollen wir kennenlernen und aufsuchen!“

Wo auch immer eine Gruppe Baldenburger zusammen sein kann und ein Landsmann die pflegliche Behandlung und die Vorführung der Dias übernehmen will, da bitte ich, die Baldenburger Bildreihe bei mir anzufordern. Diese Reihe ist dank der Aufnahmen im Jahre 1963 durch Hannchen Sch. zeitgemäß und nicht nur Erinnerung. Lediglich die Portokosten für die Übersendung wären zu ersetzen. Was viele Generationen von Franzosen und Polen durchgehalten haben: die Erinnerung an die genommene Heimat wachzuhalten, das sollte auch für uns eine Aufgabe sein.

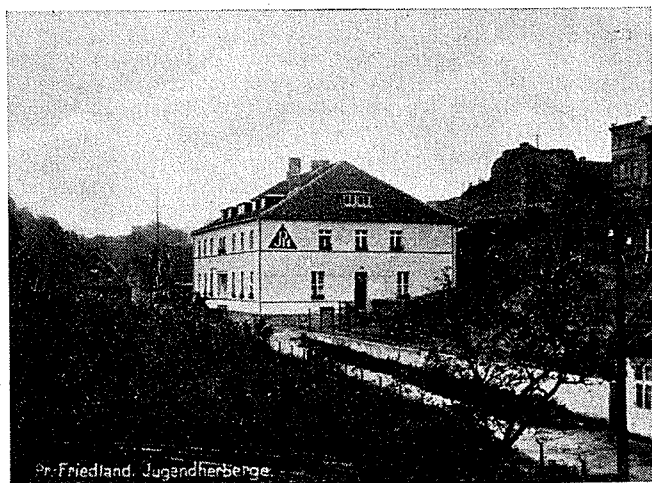
Auf Wiedersehen in Berlin im Jahre 1965!

G. D.

Auf Ferienfahrt in den Kreis Schlochau

Die Julisonne brannte heiß auf das Land. In dem letzten Wagen des Personenzuges, der da langsam entlang der Altreichsgrenze nach Nordosten ratterte, saßen wir, eine Klasse Berliner Oberertianer mit ihrem Geschichtslehrer. Stöhnten über die Hitze, blickten ungeduldig auf die Uhren, deren Zeiger nicht weiterrücken wollten, und auf die Landkarten, wo jener Teil des pommersch-westpreußischen Gebiets verzeichnet war, den wir in den folgenden Tagen mit dem Fahrrad zu erforschen trachteten: Das Schlochauer Ordensland.

Am Zielbahnhof war nicht viel Zeit zum Überlegen. Kaum hatte der Zug quietschend gehalten, waren wir zum Gepäckwagen gestürzt, hatten unsere Räder geholt, die Tornister auf den Gepäckständern verstaut, waren aufgesessen — und schon zehn Minuten später lag das Dorf Linde hinter uns. Vorbei ging es an Wiesen und Feldern. Fröhlich winkten wir den Bauern zu, die schon mit der Ernte beschäftigt waren. Auf den Weiden lag das Vieh dumpf und reglos. Nur die Schwänze regten sich und verscheuchten die Fliegen. Wieder kam ein Dorf, „Dobrin“ stand auf dem gelben Ortsschild. Hier wurde die Landschaft merklich hügeliger. Für die radelnde Kolonne bei der Glut nicht angenehm. Man mußte scharf zutreten, um die Höhen zu erreichen. Doch am Ende wurden wir durch einen überraschenden Anblick belohnt:



Die Jugendherberge in Pr. Friedland

Vor uns das Dobrinka-Tal. Und dort drüben, angeschmiegt an den Bergrücken, die Reste einer alten Befestigungsmauer auf steilen Hängen. Dann: altertümliche Fachwerkhäuser, eine geduckte Kirche. „Dort rechts seht ihr den Hexenturm!“ erklärte unser Lehrer. Auf holprigem Pflaster radelten wir an dem Turm vorbei in die alte Ordensstadt Preußisch-Friedland.

Rasch ging es zur Jugendherberge. Aber nicht das schöne helle Bauwerk lockte uns. Kaum gönnten wir uns die Zeit, das Gepäck abzulegen. Ungeduldig hörten wir auf die umständliche Wegerklärung eines freundlichen alten Friedländers, der uns mit seinem Handwagen entgegenzuckelte. Mit der letzten Kraft erreichten wir die Badeanstalt am Stadtsee.

Julihitze macht faul. So kam es, daß die Horde Oberertianer auf den mitten im Wasser errichteten hölzernen Sprungturm zuschwamm, sich an den weißen Balken festklammerte und eine handfeste Ränke zu schmieden begann: War es nicht herrlich hier in dieser alten Stadt mit dem großen viereckigen Marktplatz und den engen Gassen, den wuchtigen Resten der Stadtmauer und dem wunderschönen, von Feldern und Wäldern umgebenen Stadtsee, dessen kühlendes Naß den heißen Tag so recht erträglich machte? Was sollen wir da durch das ganze Land fahren, nach Schlochau und Konitz, Ziethen und Hammerstein? Laßt uns das dem Studienrat ausreden! Schon wurden die ersten Bekanntschaften mit den verlegen und neugierig blickenden Friedländer Badenixen geschlossen. Berliner Oberertianer geben sich selten schüchtern — wenn sie in der Mehrzahl sind.

Am Abend lud die linde Sommerluft noch zum Verweilen im Freien ein. Unser Studienrat begann zu erzählen. . . .

Das Ordensland Schlochau diente einst dem Orden als Brücke zum Reich. Kaum war die westliche Komturei vom deutschen Orden in Besitz genommen und begründet worden, wurden auch schon feste Plätze zur Sicherung dieses Landes errichtet. Von zwei Seiten war die Schlochauer Komturei bedroht: Im Nordwesten lag das feindliche Herzogtum Stolp, im Süden

dehnte sich Polen. Zum Schutz gegen Überfälle der Polen wurde die Grenzfestung Friedland errichtet. Der Platz wurde geschickt gewählt: Umgrenzt vom Stadtsee und tiefen Taleinschnitten und Gräben, umgeben von Bergrücken, beherrschte Friedland den Paß über das langgestreckte, unwegsame Dobrinkatal. Stark befestigt, konnte die Grenzfestung leicht ihre Funktion erfüllen und die Straße Hammerstein — Schlochau — Konitz freihalten. Hand in Hand mit der Errichtung fester Plätze ging die Siedlungsarbeit des Ordens, der die Anlegung von Zinsdörfern auch als Sicherungsmaßnahme betrachtete.

Die Gedanken der Berliner Jungen gingen zurück in die von ihrem Lehrer beschworene Vergangenheit, und in ihrer Phantasie versuchten sie sich auszumalen, wie es damals in diesem Lande ausgesehen haben mochte. Die Wißbegierde war wieder erwacht, vergessen der Stadtsee, die Mädchen, die Ränke. Schon zeitig ging es am nächsten Morgen weiter. Das Zinsdorf Stretzin war das erste Ziel. Es wirkte eher wie eine kleine Stadt. Seine Geschichte ging zurück bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, Siedlungsträger war ein Mitglied der in der Ordensgeschichte so namhaften Familie Stange. Solche ritterlichen Siedlungsträger sind vielfach im Ordensland als Begründer deutsch-rechtlicher Eigentümler auf ihren Gütern aufgetreten.

Ein halbe Stunde später, hügelab und hügel auf und über eine breite Bachbrücke, kamen wir in das nächste Zinsdorf: Barkenfelde. Längst nicht alle Zinsdörfer waren von den Gutsherren ins Leben gerufen worden. Vielfach auch betraute der Orden verdienstvolle Männer, die sogenannten Lokatoren, mit der Gründung von Siedlungen. Keine leichte und, wie es sich denken läßt, nicht immer zum Erfolg führende Aufgabe. Den Lokatoren oblag nicht nur die Werbung der Siedlung und die Landverteilung, sondern auch die Anleitung und Aufsicht über die für die Errichtung der Siedlung erforderlichen Arbeiten. Vor allem aber mußten die Siedler zu einer festen Gemeinschaft zusammengefaßt werden, die auch nach Abschluß der Siedlungsarbeiten erhalten bleiben mußte.

Hinter Barkenfelde ging die Fahrt nun auf der ehemals so wichtigen Straße nach Schlochau weiter. 15 Kilometer war der Sitz der Komturei noch entfernt. Damals war es noch ein Vergnügen, auf Landstraßen zu radeln. Selten nur ein Auto, ein Lastwagen, hin und wieder ein Pferdefuhrwerk. Dennoch war bei Christfelde die Straße gedrängt voll: Eine Herde Kühe, die die Weideplätze wechselte und dabei keine Verkehrsdisziplin hielt.

In Schlochau grüßte uns der hohe Bergfried des Ordensschlosses schon von weitem. Es muß einstmals eine gewaltige Burg gewesen sein. Wieder war der Platz zwischen drei Seen äußerst günstig ausgewählt worden. Hier also war es, wo Ludwig von Liebenzelle als erster Komtur von Schlochau die westliche Ordenskomturei des Ritterordens einrichtete.

Vielfältig waren die Aufgaben, die der Komtur zu erfüllen hatte. Im Kriegsfall Führer der zu seinem Konvent gehörenden Ordensbrüder und des Landesaufgebots, hatte er in Friedenszeiten nicht nur die militärischen Befestigungen zu errichten und zu erhalten und das oberste Richteramt wahrzunehmen, vor allem hatte er für die Wahrung und bestmögliche Nutzung der Ordensbesitzungen zu sorgen. Der Komtur mußte dabei ebenso sehr Siedlungsfachmann wie Finanzverwalter sein.

In seinen Obliegenheiten wurde der Komtur von den zu seinem Konvent gehörenden Ordensbrüdern unterstützt. Da waren der Hauskomtur, der den Innendienst überwachte, der Kellermeister, der Waldmeister (verantwortlich für das Waldamt einschließlich der Siedlungsaufgaben) sowie die Leiter der unmittelbar mit dem Ordenshause verbundenen landwirtschaftlichen Betriebe. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gab es in Schlochau auch noch einen Steinmeister, ein Zeichen dafür, daß der Schloßbau noch nicht abgeschlossen war.

Seit 150 Jahren war das Ordensschloß bei unserem Besuch nur noch Ruine. Die Bürger von Schlochau selbst waren es gewesen, die das Bauwerk als Steinbruch ausgeschlachtet hatten, als ihre Stadt bei einem Feuer 1793 restlos vernichtet worden war. Lediglich der achteckige Bergfried überragte immer noch von seiner Anhöhe die kleine Stadt und die Seen. Unten war eine Kirche an seine gewaltigen Mauern angelehnt. Keine Ordenskirche, sondern eine um 1826 erbaute evangelische Kirche. Die katholische Kirche stand drunten, inmitten der Häuser auf einem freien Platz.

Wir kletterten auf das Mauerwerk und schauten auf das Städtchen. Deutlich konnte man noch die regelmäßige Anlage mit dem gitterförmigen Straßennetz und dem viereckigen Marktplatz, die die Ordensstädte charakterisierten, erkennen. Nur das

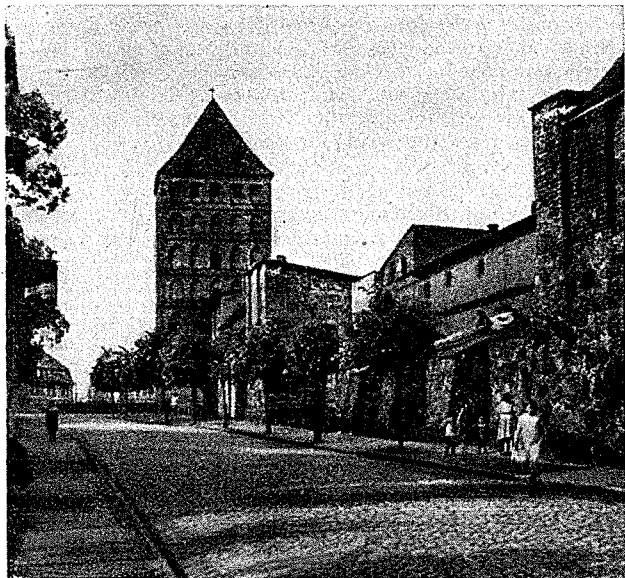


Zwei „Mauerschwalben“ an einem „Fenster“ der etwa vier Meter starken Umfassungsmauer der Ordensburg Schlochau. Es sind Schülerinnen aus Schneidemühl.

Rathaus auf dem Marktplatz fehlte. Es war wohl bei einem der Stadtbrände vernichtet worden.

Die Ordensstädte, dazu gehörten in der Komturei neben Friedland und Schlochau noch Konitz, Hammerstein und Baldenburg, hatten einst von deutschen Handwerkern, die der Orden ins Land rief, ihr Gepräge erhalten. Sie bildeten mit den sie umgebenden Dörfern eine wirtschaftliche Einheit zum Austausch zwischen gewerblichen Waren und landwirtschaftlichen Produkten. Das war der Grund, weshalb bei der Anlage der Städte der Marktplatz die beherrschende Stellung erhielt. In der Mitte stand das Rathaus mit seinen Hallen, rund herum pulsierte das gewerbliche Leben. Zugleich waren die Städte feste Verteidigungspunkte. Schlochau machte da eine Ausnahme, bei Gefahr flüchteten die Bürger hinter die Mauern der Ordensburg. Die Städte waren auch Zentrum des religiösen Lebens. Wir machten einen Abstecher nach Konitz, dem kirchlichen Mittelpunkt des südlichen Teils der Komturei. Hier stand noch eine vom Orden erbaute Kirche, die Pfarrkirche St. Johann. Auch noch Reste der alten Stadtmauer fanden wir und den wuchtigen Wachturm, an dem man sieben Bogengeschosse zählte.

Die Stadt selbst wirkte an diesem Julitag wie ausgestorben. Nur wenige Leute, die erstaunt auf die radelnde Schulklasse sahen. Wie Mehltau lag es über dieser Stadt, die einstmals die Königin der Schlochauer Städte gewesen sein mochte; 1919 wurde sie in ihrem Lebensnerv getroffen, als sie Polen zum



Das „Schlochauer Tor“ in Konitz

zweiten Male zugeschlagen wurde, während die Grenze den Weg zum übrigen Teil des Schlochauer Landes abschnitt.

In der Ordensgeschichte nimmt Konitz einen bedeutenden Platz ein. Hierher hatte sich 1454 der Komtur von Schlochau zurückgezogen, als die im Preußischen Bund zusammengeschlossenen Städte und Landritter zusammen mit dem Polenkönig Kasimir gegen den Orden vorgingen. Monatlang wurde Konitz vergeblich belagert. Dann rückte in Eilmärschen von der Neumark ein kleines Entsatzheer heran und griff den zahlenmäßig überlegenen Feind vor den Mauern von Konitz an. Die Konitzer Besatzung wartete den rechten Augenblick ab und fiel den Po-

len in den Rücken. Am Abend flohen die Reste des polnischen Heeres geschlagen nach Südosten. Mit dieser siegreichen Schlacht verschaffte sich der Orden noch einmal eine Atempause. Erst 13 Jahre später war sein Schicksal besiegelt. Im Friedensvertrag von Thorn mußte er auch das Schlochauer Land den Polen überlassen.

Auf dem Kreuzberg bei dem Dörfchen Richnau hatte man zur Erinnerung an diese Schlacht ein Mahnmal errichtet. Als wir es besuchten, hörten wir mit Gruseln die Geschichte von den Gebeinen der Gefallenen der Konitzer Schlacht, die bei Straßenaubarbeiten gefunden und hier bestattet worden waren. Damals ahnten wir noch nicht, daß nur wenige Jahre später, im Februar 1945, im Raum Konitz die Hauptkampflinie verlaufen sollte, bis westlich von Konitz der russische Durchbruch zur Ostseeküste erfolgte und dabei Tausende von Soldaten und Volksturmännern ihr Leben lassen mußten.

Für den Abschluß der Fahrt waren ein paar Tage am Großen Ziethener See vorgesehen. Da lockten das klare Wasser zum Bade und die Wälder um Stegersmühle zu stundenlangem Wandern. Abenteuerlich ließ sich auch auf gewundenen Pfaden der Galgenberg ersteigen und mit einem Kahn jene Insel ansteuern, die just am Schnittpunkt des langgestreckten Kleinen Ziethener Sees mit dem Großen See sich aus dem Wasser erhob. Da war auch ein Burgwall: Zeuge der Vorordenszeit, als hier der Kastellan der Danziger Herzöge das Schlochauer Land verwaltete.

Noch einmal kamen wir mit der Ordensgeschichte in Berührung: Über das Zinsdorf Stegers ging es am Tage der Heimfahrt nach Hammerstein, der von Wäldern umgebenen Handfeste an der Zahne. Am Ufer der Zahne fanden wir die Ruinen der Ordensburg. Aber hier blieb nicht viel Zeit zum Besichtigen. Man erinnerte sich wieder der Angehörigen, insbesondere derjenigen, die auf einen Postkartengruß hofften. In aller Eile wurde das Versäumnis wettgemacht, der Briefmarkenumsatz des Hammersteiner Postamtes stieg schlagartig.

„Richtung Neustettin bitte einsteigen!“ rief uns der Rotbezügte auf dem Bahnsteig zu. Schnaufend zog die Lokomotive den Zug davon. Als die Wagen über die Küddowbrücke rollten, wußten wir, daß das Schlochauer Land endgültig hinter uns lag.

- m -

Wer erinnert sich noch an seine Heimatkirche? Helft mit bei der Dokumentation der ostdeutschen Kirchen!

Seit über zwei Jahren wird am Institut für Osteuropakunde in Mainz unter der Leitung von Professor Dr. Gotthold Rhode in Zusammenarbeit mit dem Ostkirchenausschuß eine Dokumentation der evangelischen Kirchen Ostdeutschlands und Ostmitteleuropas durchgeführt. Bei dieser Aktion sollen Angaben über die evangelischen Kirchen und kirchlichen Einrichtungen gesammelt werden. Auf diese Weise soll ein Bild der Verluste an Kirchen, sozialen Einrichtungen u. dgl. entstehen. Zu diesem Zwecke werden Fragebogen verschickt, die sich auf die einzelnen Kirchengemeinden beziehen und die Verhältnisse von 1937 und 1960 gegenüberstellen.

Bisher sind zahlreiche Fragebogen bearbeitet worden. Trotzdem sind noch erhebliche Lücken vorhanden.

So sind in den Kirchenkreisen Schlochau und Flatow noch folgende Gemeinden unbearbeitet:

Schlochau: Baldenburg mit Grabau, Barkenfelde, Domschlaff mit Breitenfelde und Krummensee, Elsenau mit Bärenwalde, Bischofswalde und Ruthenberg, Flötenstein, Groß-Peterkau mit Heidemühl, Landeck mit Prützenwalde und Krummfließ, Prechlau, Preußisch-Friedland, Sampohl, Schlochau mit Pollnitz, Schönau mit Demmin und Dolgen, Stegers mit Gotzkau und Rittersberg.

Flatow: Brotzen mit Machlin, Flatow mit Kleschin, Groß-Zacharin mit Dodderlage, Flachsee und Klein-Zacharin, Grunau mit Battrow und Marienfelde, Jastrow mit Plietnitz und Straßfort, Krojanke mit Schönfeld und Treuenheide, Tarnowke mit Espenhagen, Deutsch-Fier und Sakollnow.

Alle Landsleute, die in der Lage sind, über diese Kirchen irgendwelche Angaben zu machen, werden herzlich und dringend gebeten, sich an das

Institut für Osteuropakunde, Abt. Dokumentation,
65 Mainz, Alte Universitätsstr. 17

zu wenden. Bitte dabei angeben, um welche Kirchengemeinde es sich handelt.

Von Mainz aus werden Ihnen dann entsprechende Fragebogen mit der Bitte um Bearbeitung zugeschickt.

Denken Sie daran, daß Sie mit der Beantwortung eines solchen Fragebogens der alten Heimat und Ihrer Heimatkirche einen großen Dienst erweisen!

Kurioses und Vergessenes aus Flatow und Krojanke

Wenn ich einmal den Einfall bekomme, in meinen Büchern und Papieren Ordnung zu schaffen, dann ist es eine Notwendigkeit, in den vielen Mappen mit Briefen, Nachrichten, Erinnerungen, Lesefrüchten und Entwürfen zu kramen, die ein Fach meines Schreibschrankes füllen. Wie oft ging ich schon daran, den ganzen Papierzauber zu verbrennen, um endlich Platz für andere „wichtigere“ Dinge zu gewinnen. Aber spätestens bei der dritten Mappe schmökere ich mich fest, und aus dem Vernichtungswerk wird wieder nichts.

Unter anderen Nachrichten- und Stoffsammlungen liegen auch Notizen, die beim Klönen mit älteren Landsleuten entstanden sind. Soll ich in ihnen blättern und daraus berichten? Es geht zwar kunterbunt durcheinander, aber beim Klönen und Kramen ist das nun einmal so.

Zunächst einige „Erstlinge“:

Das erste Fahrrad im Kreise Flatow dürfte so im Jahre 1889 aufgetaucht sein. Sein stolzer Besitzer war ein Provisor der Flatower Apotheke. Nachdem das Vehikel und sein Fahrer genügend bestaunt worden waren, regte sich allgemein der Wunsch, auch Besitzer eines blitzende Velozipeds zu werden. Da war es der Uhrmacher Otto Karboschewski, der diesem Bedürfnis Rechnung trug und einen Handel mit Fahrrädern einrichtete. Bald war der gute, alte Drahtesel ein gewohntes Bild im brausenden Verkehr der Weltstadt Flatow.

10 Jahre später tauchte zum Schrecken aller Radfahrer und biederer Bürger ein neues Verkehrsmittel auf. 1898 fuhr der Kreisbaumeister Behr mit dem ersten Automobil durch das Städtchen. Der Wagen war offen, und zwei glotzende Karbidlampen, eine große Hupe, Ersatzreifen und kräftige Brems- und Schalthebel zierten die knatternde und stinkende Karosse. Natürlich ließ diese Sensation unsere heimatlichen Mechaniker nicht ruhen, sie mußten auch solch ein Ding besitzen, und bald traten Gustav Berg und Reinhold Hasse zu den Automobilisten. Die Zeit der „Adler“, „Brennabor“ und „Stoewer“ brach auch in Flatow an. So manches Huhn, viele Gänse und Enten hauchten ihr Leben unvermutet schnell unter den Rädern dieser Ungetüme aus.

Wer besaß die erste Schreibmaschine in Krojanke?

Erich Hoffmann war's, und man schrieb das Jahr 1903. Aber schon um 1900 tauchten in der Heimat andere Maschinen auf mit Kurbel und großem Blechtrichter. Sprechmaschinen wurden sie genannt, obwohl das Geräusch, das sie verursachten, kaum als normale menschliche Sprache bezeichnet werden konnte. Dennoch war der Kasten mit dem Trichter „das Weihnachtsgeschenk“ für die Familie.

Das erste Radiogerät in Flatow besaß wieder Erich Hoffmann. Mit Kopfhörern saß er 1924 vor seinem Gerät und war ewig mit Schaltern, Drehknöpfen, Skalen und anderen geheimnisvollen Hebelchen beschäftigt. Dem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war es nicht immer eine reine Freude, dem zu lauschen, was die Ätherwellen aus Berlin in die alte Heimat trugen. Dazu kamen noch die nervenaufreibenden Rückkopplungsgeräusche der andern Rundfunkhörer. Aber ich sehe keinen so wesentlichen Unterschied im Genuß der Sendungen zwischen 1924 und 1964, nur war es damals die Technik, die uns manche

Sendung unerträglich scheinen ließ, heute ist es oft der Inhalt der Sendungen.

Die erste Nachrichtenverbindung mit der großen Welt auf elektrischem Wege erhielt Flatow schon 1861. Im Postamt war ein Telegraph stationiert, und damit war amtlich der Fernsprech- und Hördienst eröffnet. 1902 konnten auch die Bürger privat mit Teilnehmern anderer Ämter fernsprechen. Das Jahr 1902 war der Anfang dazu, daß man zu jeder Tag- und Nachtzeit einen anderen Menschen taktlos aus seiner Beschäftigung oder Ruhe reißen konnte. Heute ist das System zur Vollendung ausgewachsen und hilft, den Herzinfarkt zu beschleunigen.

Wissen Sie noch, wie solch ein Telefon aussah? Aus einem Holzkasten mit Klingel und Kurbel ragte eine tulpenförmige Sprechmuschel. Der Kasten hing an der Wand, und an einem hakenförmigen Hebel hing noch eine unförmige Hörmuschel mit Griff, die man sich ans Ohr preßte, um das Gequäke besser hören zu können. 30 Jahre später hatten wir in der Heimat den Selbstwählbetrieb mit der Nummernscheibe.

Noch ein Wort zu den Postgebühren: ein Brief von Flatow nach Berlin oder München kostete vor dem ersten Weltkrieg 10 Pf Porto, eine Karte 5 Pf. Ich finde, daß heute eine Karte zu viel Porto kostet.

Und nun eine Quizzfrage: „Welches war das älteste Flatower Geschäftsunternehmen?“ — Die Firma David Berliner, gegründet 1779! Auf dem Grundstück dort am Krautmarkt stand bis zuletzt noch ein Speicher, der im Jahre 1789 erbaut worden war. Der letzte Inhaber der Firma, Ernst Rosenberg, verließ Flatow 1935 und verstarb in Shanghai, sein Sohn in Mexiko.

Wie alt mögen wohl die Flatower Friedhöfe am Ende der Wilhelmstraße sein? Im Pestjahre 1709 wurden sie angelegt, als man die Menge der Toten nicht mehr auf dem alten Kirchacker bestatten konnte. Mehr als 250 Jahre also beerdigen die Flatower ihre Toten dort am Stadtsee.

Wußten Sie, meine Krojancker Landsleute, daß 1/3 aller Bewohner der Stadt Krojanke nicht im Städtchen selbst, sondern auf den Abbauten wohnten? Das waren mehr als 1000 Menschen.

Wußten Sie, meine Flatower Landsleute, daß Flatow auch einmal „Garnisonstadt“ war? 1923 wurde in der Schwenter Straße eine Kaserne gebaut, die dann eine Einheit der Schutzpolizei beherbergte. Eine ganze Hundertschaft war es. Später ließ sich in den Räumen des Gebäudes u. a. das Katasteramt nieder.

Wußten Sie, daß in Krojanke früher mehrere Hundert Hausierer ihren Wohnsitz hatten und dort bei der Firma Meyerhardt und bei anderen einkauften, um dann mit diesen Waren, meistens waren es Stoffe minderer Qualität, durch ganz Deutschland von Haus zu Haus zu reisen?

Erinnern Sie sich noch

Ja, so könnte ich noch allerlei aus meinen Mappen kramen. Für heute soll es genug sein. Eines aber muß ich doch noch berichten: der größte Steuerzahler in Krojanke war früher die Mühle Schmekel, in Flatow war es mit Längen die Firma Elkuß.

Das beruhigt aber! Nun ist's genug! Klappe zu!
Euer Wolfgang Bahr



Krojanke. Blick vom Turm der kath. Kirche auf die Stadt mit der evgl. Kirche.

Wie wir den 1. Weltkrieg erlebten (3)

von einem Landsmann aus Gursen

Da die Lebensmittelversorgung 1917 sehr schlecht war, kamen auch viele Diebstähle und Einbrüche vor. Nachts wurden oft Schafe, Ziegen, Hühner und Gänse gestohlen. Bei einem Pfarrer im Nachbarort hatten Diebe einige Hühner gestohlen, dabei hatten sie folgenden Reim auf einem Zettel zurückgelassen: „Gott ist überall, nur nicht im Hühnerstall! Bist Du Gottes Diener, brauchst Du keine Hühner.“

Während man bis dahin in der Heimat noch immer an den Sieg geglaubt hatte, schwand die Hoffnung und der Glaube an den Sieg nun immer mehr. Und wie es vorauszusehen war, kam ja auch im November 1918 der Zusammenbruch. Wie überall, wurde damals auch in Gursen ein Arbeiter- und Soldatenrat gewählt. Unsere Heimat wurde damals auch gleich von dem neuerstandenen Polen bedroht. Ende Dezember 1918 und Januar 1919 wurde in Dt. Fier und Gursen die 3. Batterie des Feldartil. Rgt. 53 aus Bromberg von Westen kommend einquartiert. Die Flatower Zeitung brachte in großen Lettern den Aufruf: „Der Pole bedroht unsere Grenzen. Meldet euch zum Eintritt in den Grenzschutz Ost.“ Viele Soldaten, die damals schon entlassen worden waren und zu Hause keine Arbeit und keinen Verdienst hatten, traten notgedrungen als Freiwillige dem Grenzschutz bei. Es gab täglich 6,— Mark Löhnung. Aus Gursen meldeten sich dann die entlassenen Krieger Reinhold Quast, Artur Stenzel, Ernst Vangerow, Theodor Krüger, Franz Kadow, Franz Pöplau, Hermann Kröning u. v. a. Auch uns Jungen erfaßte die Begeisterung, und vom Jahrgang 1902 meldeten wir uns im Januar 1919 als knapp 17-jährige zum Grenzschutz Ost. Es waren Erich Krüger, Anton Danelke, Fritz Dahlke und andere mehr.

Wir wurden in Dt. Fier, wo die Schreibstube und Bekleidungskammer war, eingestellt und auch eingekleidet. Täglich wurden wir „jungen Löwen“, wie wir Jungen genannt wurden, in Geschützerzieren und Grundausbildung von kriegserfahrenen Unteroffizieren ausgebildet. Am 27. Februar 1919 zog die 3. Batterie Feldartil. Reg. 53 dann in voller Mannschaftsstärke und mit vier Geschützen bei großem Schneegestöber von Gursen über Flatow — Krojanke — Juliefelde, wo wir übernachteten, weiter über Wissek und Weißenhöhe nach Atanasienhof und Margonien. In der Schule von Atanasienhof wurden wir einquartiert. Mit der Ausbildung ging es weiter, und an den Geschützen und dem Wagenpark wurde Wache geschoben. Später wurden wir noch im Abschnitt Bromberg bei Adl. Brühlsdorf und Hopfengarten eingesetzt.

Allgemein waren wir in dem Glauben, die Gebiete, die die polnische Miliz und die Aufständischen beherrschten, zurückzuerobern. Aber bei den Friedensverhandlungen, welche damals in Versailles eingeleitet wurden, wurde die Demarkationslinie so festgelegt, daß diese Gebiete erstmals bei Polen verblieben. Bei dem endgültigen Friedensvertrag wurden ihnen noch weitere Gebiete überlassen. Mit dem Weichselkorridor, der Ostpreußen vom Mutterland trennte, wurde auch über die Hälfte des Kreises Flatow den Polen zugeteilt.

Nach dem Friedensvertrag, in dem Deutschland nur ein 100 000-Mann-Heer zugestanden wurde, wurden der Grenzschutz Ost und die sonstigen Freiwilligenverbände aufgelöst. Die Soldaten wurden entlassen; einige gingen auch in das 100 000-Mann-Heer über.

Im Herbst 1919 wurde in einigen Gemeinden, so auch in Gursen, eine Bürgerwehr aufgestellt, welche mit Militärgewehren ausgerüstet wurde, angeblich zum Schutz gegen aufrührerische Banden. In polnisch durchgesetzten Gemeinden unseres Kreises wurden durch die Initiative des polnischen Pfr. Dr. Domanski aus Buschdorf polnische Minderheitsschulen eingerichtet. In Gursen kam es aber nicht dazu, da es an den notwendigen Unterschriften fehlte. Gursen war immer ein deutsches Dorf.

Nach dieser schweren Zeit wurde auch in Gursen mit dem Wiederaufbau begonnen. Im Frühjahr 1920 waren nach vielen Verhandlungen des Gemeinderates und Bürgermeisters Schmidt mit der Überlandzentrale Flatow die Vorarbeiten soweit gediehen, daß unsere Ortschaft an das elektrische Stromnetz angeschlossen werden konnte. Da wir während des Krieges oft beim Kienspan oder im Dunkeln des Abends sitzen mußten, war die Freude der Bewohner um so größer, als dann überall im Haus, Hof und Stall das helle Licht erstrahlte. Die alten Petroleumlampen wurden in Keller und Dachböden abgestellt. Auch

der 3 + 4 Takt des Dreschfliegels verstummte so allmählich im Dorf, dafür hörte man das eintönige Summen und Brummen der Dreschmaschinen.

Da das Material zu den elektrischen Anschlüssen sozusagen auch Kriegsware war, gab es oft Unterbrechungen in der Stromversorgung. So hatten findige Köpfe den Satz hervorgebracht: „Das schön' elektrisch Licht, einmal brennts und einmal nicht.“ Ein Bewohner schrieb auf einer Postkarte an die Überlandzentrale Flatow: „Bitten senden Sie mir Licht!“ Einige, die während des Krieges gut in dieser Sache versorgt waren, schlossen sich einfach nicht an. Sie zogen die Petroleumlampen vor, und sparten auch die Unkosten. Dafür wurden sie aber in anderer Weise „bedacht“!

Eines Abends saß die Familie P. mit einigen Helfern beim Federnreißen zusammen. An der Decke über dem Tisch hing noch die gute Petroleumlampe. Ein paar lustige Burschen, die am Verulken auch ihren Spaß hatten, fingen sich des Abends in den niedrigen Strohdächern der an Scheunen angebauten Häckselwinkel oder Abstellkammern einige Spatzen. Auf das Anklopfen bei den Federnreißern zu so später Stunde wurde etwas erstaunt mit ‚Herein!‘ geantwortet. In dem Augenblick, als die Tür sich öffnete, schwirren auch gleich zwei oder drei Sperlinge in das Zimmer, über den Federtisch an der Decke umher, so daß die Federn auch in der ganzen Stube herumflogen. Der Schreck und die Aufregung der Frauen am Federtisch in Anbetracht solcher Überraschung war natürlich sehr groß. Es wurde darüber auch im Dorfe viel gelacht. Aber die Burschen waren auch ganz schnell von der Straße verschwunden.

In Gursen wurde 1920 eine Landjägerstation errichtet, während der Ort bis zu der Zeit zur Landjägerstation Tarnowke (mit Wachtmeister Maleike) gehörte. Das Waldgelände Jagen 101, in dem das Sägewerk errichtet worden war, wurde wieder eingeforstet. Vorher wurden die Stubben durch eine Holzverwertungsgenossenschaft aus der Erde gesprengt und auf dem Bahnhof-Küddowbrück verladen. Heute ist es schon wieder ein 44-jähriger Waldbestand, und der Wind weht wie damals vor ca. einem halben Jahrhundert durch die Wipfel unseres Gursener Waldes.

Mit folgenden Worten Ernst Moritz Arndts, die wir bei unserem langjährigen Lehrer Lünser in der Schule gelernt haben, möchte ich meinen Bericht beschließen:

Wo Dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst erschien,
Wo Dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
Wo seine Blitze zuerst Gottes Allmacht offenbarten
Und seine Sturmwinde Dir mit heiligem Schrecken
durch die Seele brausten,

Da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über
Deine Wiege neigte,

Wo Deine Mutter Dich zuerst mit Freude auf dem Arm trug
Und Dein Vater Dir die Lehren der Weisheit und des

Christentums ins Herz grub,

Da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland!

Und seien es kalte Felsen und öde Inseln

Und wohnen Armut und Mühe dort mit Dir:

Du mußt das Land ewig liebhaben, denn Du bist ein Mensch,
Und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in
Deinem Herzen!

Schlochau

Frau Stutzke hatte ein Herz für die armen Landser

„Vielleicht können Sie sich noch an den damaligen Unterfeldwebel Heß erinnern, den ich 1944 bei Ihnen einquartieren ließ. Heß war ebenso wie ich auf dem Wehrmeldeamt; ich war dort Rechnungsführer. Als Angehörige des WMA hatten wir die Lebensmittelkarten der Zivilbevölkerung. Wer sich damit verpflegen mußte, kam kaum aus. In Dankbarkeit erinnere ich mich der Ehefrau des Fleischermeisters Stutzke aus der Königsstraße. Wir „peilten“ erst immer durch die Scheiben; wenn wir Frau Stutzke allein im Laden sahen, gingen wir hinein. Wir bekamen dann immer ein größeres Ende Wurst. Frau Stutzke tat dann immer mit der Schere so, also ob sie die Marken abschchnitt. Aber sie tat nur so. Dafür sei ihr heute noch unser Dank gesagt.“

Das gab's nur einmal!

Aus den Erinnerungen
eines Pr. Friedländer Schulmannes

Das Kreisblatt kann nachstehend das erste Kapitel aus den Lebenserinnerungen eines den Pr. Friedländern nicht unbekanntem Lehrers abdrucken. Der im Herbst erscheinende Band schildert die letzten 50 Jahre, gesehen aus der heiter-liebenswürdigen Perspektive des Weisen.

ANNO DOMINI 1913/14

(auf deutsch: Als Studienreferendar in Westpreußen)

„Aber so war gab's doch vor fünfzig Jahren noch gar nicht“, wird der aufmerksame und besonders der auf höheren Schulen gebildete Leser einwenden. Doch Namen sind bekanntlich Schall und Rauch. „Kandidaten des höheren Lehramts“ nannte man damals diese unglücklichen jungen Menschen, die sich zum Berufe des „Oberlehrers“ hingezogen fühlten, oft ganz im Gegensatz zu ihrer früheren Einstellung als Schüler. Zwei Vorbereitungsjahre mußte der Anwärter erfolgreich überstehen: Dem „Seminarjahre“ folgte ein „Probejahr“, manchmal auch mehrere, und dann konnte man als „wissenschaftlicher Hilfslehrer“ ggf. noch etwa 10 Jahre warten, falls man ungünstige Fächer hatte. Hatte man dann als festangestellter „Oberlehrer“ weitere zwölf pädagogische Jahresringe angesetzt, so wurde einem der Titel „Professor“ verliehen. Die „richtigen“ Professoren an den Universitäten und Hochschulen fühlten sich aber auf die Dauer dadurch etwas degradiert. Man half sich, indem man den bisherigen Zwölfender-Professor in einen „Studienrat“ umtaufte. Nun wollten sich aber die unteren Instanzen nicht gefallen lassen, daß sie leer ausgingen, und so wurden sie gleich nach der Anstellung mit „Studienrat“ betitelt. Der „Oberlehrer“ wurde frei für andere pädagogische Kategorien. In Sonderfällen, z. B. bei Mammutanstanlen, kann der „Chef“ (Oberstudiendirektor) einen Teil seiner Aufgaben einem älteren würdigen Kollegen abtreten, der dann zum „Oberstudienrat“ ernannt wird, einige Wochenstunden weniger zu geben braucht und ein paar Mark mehr an Gehalt bekommt. Dasselbe gilt „mutatis mutandis“ für die Damen des höheren Schuldienstes. Dies sei vorausgeschickt, um das Folgende leichter verständlich zu machen. —

Ich hatte 1912 und 1913 im Westen meine Examina abgelegt und dachte auch im Westen ausgebildet zu werden. Wer wollte damals schon in den Osten als Beamter oder Lehrer? Zumal wenn man wie ich als blutiger Anfänger noch völlig gehaltlos war im doppelten Sinne des Wortes? Zudem bekamen nur Gehaltsempfänger die berühmte „Ostmarkenzulage.“ Das Schicksal verschlug mich nach Pr. Stargard in Westpreußen, nicht zu verwechseln mit Pr. Friedland, das mich später 18 Jahre lang beglücken durfte. Wir waren sieben junge Leute (vergleiche die Sieben Zwerge des Märchens). Einer, der von der Laufbahn eines Volksschullehrers abgesprungen war, weil er sich im höheren Schuldienst mehr geistige Anregung und mehr Gehalt erhoffte, war bereits verheiratet und übte bei unseren geselligen Aktionen entsprechende Zurückhaltung. Wir waren aber auch im Schulbetriebe recht eifrig, das Neue lockt ja immer. Große Ablenkungen gab's nicht in diesem Landstädtchen. Es mag damals 10–20 000 Seelen gehabt haben, besaß eine Kirche aus der Ordenszeit mit dem typischen Stufengiebel und verfügte u. a. über einen selbst für östliche Verhältnisse umfangreichen Marktplatz, der allerlei Interessantes zumal an den Markttagen bot. Wegen seines Kopfsteinpflasters, das unerbitlich und mit vielerlei Vertiefungen ausgestattet war, war er ringsum von einer erhöhten Umgehungsstraße garniert. Auf ihr pflegten die Jungmänner besonders gegen Abend bummelnd nach flügenden jungen Mädchen-Ausschau zu halten und natürlich auch umgekehrt, nur mit etwas abgewandelten Methoden. Auch eine bekannte Spirituosenfabrik (der Name ist mir entfallen) gab es am Ort, die wir bei der ersten passenden Gelegenheit unter der Marke „Soziale Frage“ besichtigten. Hier denke ich gerührt an einen Vorfall in meiner Studentenzei zurück, in der die „Soziale Frage“ ganz groß geschrieben wurde. Von der Korporation aus besichtigten wir eines Tages eine der großen Brauereien in Münster. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erst, wie groß die Zahl der Innungsmitglieder war. Zahlreiche alte Semester, von deren Existenz ich gar nichts geahnt hatte, kamen aus ihren Höhlen gekrochen, wo sie als Troglodyten (will heißen Höhlenbewohner) sich auf das Staatsexamen vorbereiteten. Sie bewiesen bei dieser Gelegenheit, daß sie der Welt und ihren Lüsten noch nicht gänzlich abgestorben und durchaus noch dienstfähig waren.

Neben dem Königlich Preussischen Gymnasium gab es als besondere Attraktion noch etwas außerhalb des Orts eine Provinzial-Irrenanstalt. Auf gewisse Beziehungen zwischen den beiden Anstalten werde ich bei gegebener Gelegenheit noch zurückkommen. — Übrigens blieb es für mich und die anderen bei diesem einen Ausbildungsjahr, da wir anschließend tapere Soldaten wurden und den Überlebenden das zweite Ausbildungsjahr (Probejahr) geschenkt wurde. Wir kehrten als „Assessoren“ ins Zivilleben zurück.

Das Gymnasium der Stadt war eine staatliche, wenn auch nicht grade stattliche Anstalt. Die Schule stellte sich eingangs der Stadt vom Bahnhof her dar als ein lieblos hingesezierter roter Ziegelsteinkasten. Aber so war es nicht nur hier, sondern in den meisten kleineren Städten des Ostens. Nur in Großstädten wie etwa Danzig gab man sich etwas mehr Mühe, ohne aber den Ziegelsteingrundcharakter ganz zu verleugnen. Ein Teil der verehrten Leser mag hier an Pr. Friedland denken, das ebenfalls über ein Staatliches Gymnasium verfügte (für die Städtlichkeit war die Besucherzahl doch zu gering); ich denke hier an das ehemalige Progymnasium seliger Zeiten. schräg gegenüber dem Postamt, in dem ich seit 1927 als Dozent beschäftigt war und in das die beiden höheren Schulen sich zurückzogen, nachdem man das Seminargebäude zum Reservelazarett ernannt hatte.

Wir waren übrigens nicht das einzige Kulturzentrum der Landstadt. Außer einer oder zweier Volksschulen, die sich redlich abmühten, uns geeigneten Schülernachwuchs zu liefern, bestand am Ort noch eine Höhere Mädchenschule. Sie war nicht voll ausgebaut, gewissermaßen nur bis zur Taille, so daß wenig Beziehungen zu unseren halbflüchtigen Sekundarern und den Primarern bestanden. Auch eine Molkerei war da, doch lag sie meiner Erinnerung nach etwas außerhalb der City, nämlich in der Nähe des Bahnhofes, so daß sie keinen Einfluß auf das geistige Geschehen ausüben konnte wie etwa in Pr. Friedland, wo sie dem ehemaligen Seminar, später kombinierte Pflanzstätte von männlichem Gymnasium und weiblicher Aufbauschule, unmittelbar gegenüber lag, was sich nicht immer als vorteilhaft erwies; immerhin konnte man aber in der großen Gefechtspause sich dort mit Buttermilch entdecken, soweit einen nicht die Frau, Mutter oder Hausmutter mit einer Thermosflasche ausgerüstet hatte. —

Für uns Lehramtsaspiranten weit wichtiger war das „Hotel Boettcher“ (so hieß es wohl), das dem Gymnasium schräg gegenüber lag. Der Wirt war ein „Zugeroaster“; in diesem Falle stammte er aus Ostpreußen, obwohl kein Hüne von Gestalt, vielmehr etwas gebückt. Er hieß Wyborni oder Wiborny; es ist gleich, wie wir die beiden I-Laute verteilen, jedenfalls bleiben sie in der Familie. Um so kräftiger war seine hochgewachsene Frau, die wohl direkt ohne Mixerei von den hochgewachsenen Urbewohnern abstammen mußte. Sie

verstand gut zu kochen. Die echt ostpreussischen Klopse oder Klöpse z. B., die sie von Stapel ließ, groß wie Babyköpfe, haben sich unauslöschlich meinem sonst schwachen Gedächtnis eingepägt. Man konnte übrigens beliebig nachfordern.

Weshalb ich mich jetzt auf einmal so liebevoll mit dem Materiellen befasste? Nun, in diesem an der Straßenecke liegenden Lokal, nicht in der „Penne“, verlebten wir jungen Männer die angenehmsten Stunden unseres Seminarjahres. Es war nicht grade ein Luxushotel oder ein „Erstes Haus am Platze“; dafür hatte es einen Vorzug: Es war dort gemütlich. Dazu trugen wir jungen Kandidaten bescheiden bei. Drei von uns hatten sich hier mit voller Pension eingemietet, schon weil man vom Eckzimmer aus solch wunderbaren Aus- und Überblick auf alles hatte, was sich „da draußen vor dem Tore“ bewegte. Die germanisch-slavische Mischung brachte bekanntlich schöne frauliche und jungfräuliche Gestalten hervor. Übrigens sprachen die Kinder ein weit besseres Deutsch als anderswo. Viele waren auch doppelsprachig, und so machte ihnen manchmal Latein und Griechisch als weitere Belastung anfangs nicht viel aus, bis sie dahinterkamen, daß es doch rätselhaft mit gewissen Gefahren verbundene Idiome sind, die man lieber in ihren Särgen schlafen lassen sollte. Wir waren, wie bereits erwähnt, sieben Kandidaten. Drei wohnten im Hotel mit voller Pension, wir anderen hatten private möblierte Zimmer mit Frühstück und aßen im selben Hotel zu Mittag. Daß einer verheiratet war und sich demgemäß etwas abseits halten mußte, wurde schon erwähnt; schließlich hatte er für zwei zu sorgen. Ich selbst hauste bei einer schon ziemlich bejahrten Dame mit „Stütze der Hausfrau“ und einem Anflug von dunklem Schnurrbart auf der Oberlippe. Sie war adlig; ob sie im „Gotha“ stand, weiß ich nicht. Etwas „etepetete“ kam sie mir vor; ich bediente mich daher einer gehobenen Sprechweise im persönlichem Umgang mit ihr.

Unser Hotel war aber auch aus einem anderen Grunde doch sozusagen ein geistiger Mittelpunkt der Landstadt, wenn wir den Begriff nicht zu engherzig fassen. Im Hinterzimmer für die „Honoratioren“ traf sich allabendlich eine Reihe von örtlichen geistigen Kapazitäten, um dem edlen Kartenspiel zu huldigen. Doppelkopp wurde bevorzugt, Skat kam nur bei Mangel an Arbeitskräften in Frage. Es waren meist dieselben Gestalten. Da war z. B. der Leiter der dem Gymnasium vorgegliederten und untergeordneten Vorschule, der anscheinend über riesige Kräfte verfügte, obwohl er die bei den kleinen Vorschulbesuchern, etwa 9–12 Jahre alt, gar nicht benötigte. Ich habe übrigens mal in einer solchen Vorschule, es war 1920 in Dirschau, unterrichtet und köstliche Stunden dort erlebt bei der gänzlichen Unbegabtheit der lieben Kleinen, z. B. wenn einer mal usw. Dieser kräftige Herr war abends immer als erster zur Stelle, wenn wir von uns Kandidaten absehen wollen, die ja hier sowieso mehr oder weniger zuständig waren. Er war dem Alkohol nicht gerade abgeneigt, hatte so etwas wie einen kleinen gerupften und angegrauten Ziegenbart und betätigte sich auch als „Verbindungsmann“ im Verkehr mit dem von dem zweiten ständigen Mitglied dieser Abendgesellschaft, unserem jungen Mathematiklehrer, der als Junggeselle schon aus Langeweile kam, um die toten Zeiten zu überbrücken und, wie in solchen Spezialfällen üblich, seine mathematischen Berechnungskünste beim Kartenspiel in klingende Münze umzusetzen. Der dritte im Bunde und zugleich Vertreter des Zivils sozusagen war ein lebensfroher junger Arzt, der wohl auch noch nicht ehelich gebunden war und zusätzlich seine schulischen Erinnerungen nun in gesichertem Abstand noch einmal genoß und alte seelische Belastungen abreagierte. Vielleicht war er auch einer von den wenigen, die ihre Lehrer gebührend verehren. Zuweilen kreuzte auch einer seiner Konkurrenten auf, der aber ungefährlich war, da er sich auf die Provinzialirrenanstalt spezialisiert hatte; er suchte sich wohl vom Umgang mit seinen mysteriösen Patienten dann bei uns zu entspannen.

Daß andere Mitglieder unseres Kollegiums hier ständig verkehrt hätten, habe ich nicht in Erinnerung. Wir lernten sie und ihre Familien näher kennen bei den Gesellschaftsabenden, denen sich jede Familie einmal unterzog, teils nett, teils langweilig. Die meisten waren wohl glücklich verheiratet; vielleicht bekamen sie keinen Ausgang oder mußten Babys betreuen. Zwei waren katholische Geistliche, die als solche vielleicht Abscheu vor des Teufels Gebüch hegten. Vielleicht aber kannten die Kollegen auch zur Genüge die alten Geschichten, die der Direktor, der der Abendgesellschaft gewissermaßen präsierte, auf eine kleine Anzuspinnung hin immer zum Besten gab. Er selbst spielte nicht mit, aber er sah leidenschaftlich gern dabei zu und sparte nicht mit anerkennenden oder tadelnden gefüllten Worten. Da war insbesondere eine wunderbare Geschichte von einem rebellierenden Knecht, der von seinem (d. h. des Direktors) Schwiegervater durch eine kalte Dusche wieder gefügig gemacht worden war. Wir haben die Geschichte Dutzende Male gehört, konnten aber nicht genug davon kriegen, zumal es seine schwache Seite war, dabei Beifall zu ertönen. Jeder Mensch hat seine schwachen Seiten, und Erzieher der Jugend neigen als Folge ihrer Berufstätigkeit besonders dazu. Kreuzte mal beim Doppelkopp ein neuer Gast auf, so brachten wir den Chef auf Umwegen bald dazu, die Sache noch einmal zu erzählen, und er ließ sich nur anstandshalber dazu nötigen. Da die Sache für uns nicht ganz ungefährlich war, kam es darauf an, den Ausbruch des aufgetauten Lachreizes so lange hintanzuhalten, bis die betreffende Hauptstelle endlich erreicht war, und nicht vorher herauszuprusten. Zur Unterstützung unserer Ausdauer traten wir uns gegenseitig auf die Füße und bissen die damals noch ziemlich vollständig erhaltenen Zähne aufeinander. Punkt 10 Uhr verließ der Direx die gastliche Stätte; er ließ sich selbst vom flehenden Vorschullehrer nicht mehr halten, Ordnung muß sein. Dann setzte sich einer von uns, der besonders befähigt war andere Leute nachzuäffen, an den verlassenen Platz, und nun wiederholte sich das interessante Schauspiel; repetitio est mater studiorum (für Nichtlateiner, deren Zahl heute bekanntlich zunimmt: Wiederholung ist die Mutter jeglichen Studiums). Der vorgeschulte Lehrer spielte seine eigene Rolle, indem er den „Stellvertreter“ anhimmelte. Es war herrlich, kein Gedanke an Krieg und sonstige Umwälzungen, das letzte glückliche Jahr 1913 auf 14! Schließlich mußte auch der „Vorschüler“ heimgen, und seinen Platz nahm ein anderer Kandidat ein. Diese dritte Auflage war die beste, weil wir nun ganz unter uns waren; die Tränen kollerten nur so runter von unseren gut rasierten Backen. Und dann brachte wohl der nette Wirt, der ein gutes Herz und Spaß an der Freude hatte, uns Frechdächsen eine Gratisrunde

Wir jungen Leute hatten im Hinblick auf unsere jugendlichen Jahre natürlich auch noch andere Interessen. Wir mußten auch Land und Leute kennen lernen und zogen gern in die engere und weitere Umgebung. Da lag z. B. mitten im Walde ein nettes Ausflugslokal an der Straße nach Dirschau, dem nächstgelegenen Kulturzentrum der Gegend, wo ich später — es war 1919/1920, post bellum —, ein halbes Jahr die Jugend bearbeiten durfte, bis mich die neuen Herren des Landes verwiesen, aber aus einem anderen Grunde. In diesem Lokal gab's auch ein altes Klavier, auf dem ich beliebte Studentenlieder herunterhauen durfte, zum Chorgesang der Kontrahenten. Besonders beliebt war das schöne unvergängliche Lied: „Es kam ein Knab gezogen wohl in die Welt hinaus . . . wenn im Walde die Heckenrosen

blüh'n". Es geht mir heute noch manchmal trotz zunehmender Gedächtnisschwäche im Kopfe herum. In solchen Fällen stellen wir aber immer einige Kräfte für den Doppelkopp ab, falls wir nicht rechtzeitig zurück sein sollten; die berichteten dann, daß wir einen bestimmten Burgwall (Schwedenschanze) besichtigen wollten; es gab deren dort eine ganze Menge. Kehren wir dann verspätet zurück, so bildeten wir am Nebentisch eine zweite Doppelkopp-runde, bei der es sehr nett zuzug. Es wurde überhaupt schwer gearbeitet, und erlösend wirkte es immer, wenn an einem Tische eine sog. Schnapzahl wie 111 herausgekommen war, denn das ergab unausweichlich eine Runde Bier.

Aber eines Abends wollte es das Schicksal, daß keiner der Sieben für den abendlichen Doppelkopp verfügbar war. Der schon am Rande erwählte junge Irrenarzt hatte uns eingeladen, uns seinen Laden anzusehen, für Speis und Trank sei hinreichend gesorgt. Wer da nicht hingegangen wäre, hätte an sich selbst irre werden müssen. Sogar unser Ehemann ging mit, von den Segenswünschen seiner Frau begleitet. Ich erinnere mich nicht, daß ich mit einem Irren, der sich etwa für Alexander den Großen oder für Xenophon hielt, ins Gespräch gekommen wäre. Ich erinnere mich nur dunkel, daß es in den Privatgemächern des unverheirateten jungen Arztes sehr intensiv herging, was wohl im Rahmen dieser Anstalt nicht weiter auffiel. Und ich erinnere mich weiter, noch etwas dunkler, daß sich auf dem Heimweg durch die beschneiten Felder die Marschkolonnen bald auseinanderzogen und hier und da im Chausseegraben seltsam gebrochene Stimmen Fragmente von Volks- und Studentenliedern und anderes zum Ausbruch zu bringen schienen. Der türkische Irrenarzt (Irre sollen ja manchmal recht türkisch sein) hatte es von vornherein darauf abgesehen, uns einmal richtig volllaufen zu lassen. „Bier auf Wein, das laß sein! Wein auf Bier, das rat' ich dir“ lautet ein alter Spruch. Er hatte sich für den ersten Teil entschieden, und weil wir als arme Lehrlinge selten Wein zu kosten bekamen und auch nicht weiter überlegten, ahnungslos wie wir waren, hatte er sein Ziel vollkommen erreicht. Die Umgebung, besser das Milljöh, mag auch mitgespielt haben.

Als ich am nächsten Morgen, noch etwas betäubt, im Konferenzzimmer den anderen unter der Hand berichtete, der Chef habe kopfschüttelnd und gänzlich sprachlos eine Zeit lang in meiner Sexta, in der mich der Tutor damals bereits ziemlich selbständig schalten und walten ließ, hinten in einer Bank gesessen, konnten sie freudig von sich dasselbe berichten. Wir waren einigermaßen gespannt auf die nächste Seminarsitzung, die nachmittags stattfand. Aber der Chef hielt es mit Heinrich Böll „und sagte kein einziges Wort.“ Das war sehr anständig von ihm und befreiend für uns arme Sünder, aber auch ein Warnzeichen. Es kam nicht mehr vor, daß der obligatorische Doppelkopp durch unsere Schuld nicht zustande kam, bis dann mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges die jungen Leute schlagartig von der Bild- und Spielfläche verschwanden.

Einstweilen war es noch nicht so weit, wir wurden vorläufig noch weiter pädagogisch ausgebildet und nicht auf dem Exerzierplatz von z. T. wildgewordenen Bürgern in wieder angelegter Uniform.

Meine Aufgabe bestand neben Hospitieren u. a. auch beim griechischen Fachmann darin, die Sexta, eine fügsame Klasse, nunmehr ziemlich unbeaufsichtigt durch den Tutor in Latein weiter auszubilden; das machte viel Freude, zumal nur ein oder der andere Repetent dabei war aus der vorigen Klasse. Ich war sozusagen noch frisch vom Faß und ideal angehaucht und hochbegeistert von meiner unschätzbaren Tätigkeit.

Anders waren die Schülerverhältnisse auf der damaligen Quinta. Das waren wohl etwa 40 junge Rüpel, untermischt mit einigen tatkräftigen Burschen, die an sich bereits in der Quarta hätten sein sollen. Solche Jünglinge sind immer in der Schule staatsgefährlich, sie glauben ihren Minderwertigkeitskomplex irgendwie abregieren zu müssen, zumeist durch Dummheiten, zumal sie anfangs noch über gewisse Kenntnisfragmente verfügen. So haben sie zuweilen führende Stellungen in der Gesellschaft. Hinzu kam, daß der Klassenleiter, der sie in Latein und Religion unterrichtete, ein geistlicher Herr voll unermüdlicher Nachsicht und Duldsamkeit war. Die Zweijährigen hatten die Führung in Händen. Das stellte ich bald fest, als mich der Herr Professor an einem Samstag, offenbar im Einvernehmen mit dem Chef, einlud, ihn in die Quinta zu begleiten. Milde, wie ich an sich bin — schon mein Vorname Clemens weist darauf hin —, ahnte ich noch nichts Böses und war um so mehr erstaunt über das, was mir dann die Klasse an demonstrativ gezeigter anregender Unterhaltung bot. Ein Großteil bekümmerte sich überhaupt nicht um den Unterricht, einige frühstückten ganz ungeniert. Soweit man dem Unterricht folgte, stach man dabei dem alten Herrn mit dem Zeigefinger beinahe die Augen aus u. schrie auf ihn ein, etwa „ich, Herr Professor!“ Mir schwante Ubles. Sollte der Direktor etwa beabsichtigen, den müden, abgekämpften alten Herrn durch mich zu entlasten? Vorsichtshalber legte ich mir in meiner Arbeitskladde einen Klassenpiegel an und kennzeichnete die größten Helden durch Hinzufügung von einem oder zwei Sternchen in Erinnerung an die in Reisehandbüchern solchergestalt hervorgehobenen Merkwürdigkeiten. In der Pause stellte ich im Klassenbuch leicht fest, daß es sich dabei meistens um Zweijährige handelte. Das war am Samstag gewesen.

Am Montag gedachte ich wieder den Herrn Professor in die Quinta zu geleiten, um dort pädagogischen Anschauungsunterricht zu genießen. Aber überraschenderweise meinte er, ich möge allein gehen; das werde mir auch mehr Freude machen, als wenn ich mich dauernd beaufsichtigt fühle. An sich schien mir dies richtig, und in der Sexta hatte ich auch Erfolg gehabt. Aber hier lag die Sache doch etwas anders. Schon als ich aus dem Konferenzzimmer klopfenden Herzens auf den langen Flur heraustret, an dessen entgegengesetzten Ende der Klassenraum der Quinta lag, sah und hörte ich, wie einige Vorposten in die Klasse brüllten: „Er kommt, alleine!“, und damit war offenbar ich gemeint. Haben Sie schon mal etwas vom „Chaos“ gelesen oder gehört? Genau dies schien sich hier heute abzuspielen, ein wüstes Durcheinander mit lebhaften Beifallsäußerungen für den, der den größten Krach machte. Und das waren einige „Alte Herren“. Ersparen Sie es mir, auf Einzelheiten einzugehen; es ging anfangs nicht ganz so human zu, wie es eigentlich auf einem humanistischen Gymnasium der Fall sein sollte. Aber Not kennt kein Gebot oder Verbot. Außerdem wandte ich eine für die lebhaften Buben neuartige Methode an, indem ich nicht einfach „Strafarbeiten“, etwa 50 oder 100 mal dasselbe abschreiben, verhängte, sondern ihnen den Nimbus von anstrengenden „Übungsarbeiten“ verlieh, etwa derart, daß ich von einem Verbum, dessen Stammformen man nicht beherrschte, zu Übungszwecken eine bestimmte Person im Singular schriftlich zu Hause durchzukonjugieren aufgab. Das konnte noch erweitert werden, indem etwa noch der Plural oder der Konjunktiv oder auch das Passiv das i. a. so verhaßte, hinzutrat. Was dabei an Zahlenmystik herauskam, machte ich am Schema an der Tafel klar; man konnte „bei gutem Willen“ bis auf rd. 50 total verschiedene Formen kommen, und jede mußte in der Grammatik überprüft werden. Man kam allmählich zur Besinnung, zumal nachdem einige Hauptreferenten durch persönlichen Kontakt ausgeschaltet waren und nun über ihre enttäuschten Hoffnungen nachdachten. Die erste Runde war für mich entschieden, ich konnte mich in der nächsten Stunde im Konferenzzimmer ausruhen. Mein Professor war nach Hause gegangen, zumal auf diese Weise auch die zweite Lateinstunde auf der ominösen Klasse für ihn ausfiel. Die Religionsstunde auf der kombinierten Unterstufe hatte er bereits hinter sich; aber die war harmlos, da fast alle dabei mehr oder weniger schliefen. Die zweite Lateinstunde an diesem ereignisreichen Tage verlief schon etwas

gesitteter, war aber immerhin noch sehr anstrengend für den Dozenten, da er wie ein Schießhund achtgeben mußte, um kein Terrain zu verlieren. Der nächste Tag war schon fast normal; man hörte Seufzer seitens der von den gestrigen Übungsarbeiten Betroffenen, zumal ich mit einigen nicht zufriedenen war und die Anforderungen in der erwählten Weise etwas höher schraubte, während ich anderen Glücklicheren verzeihend zulächelte. Interessant wurde es nun am dritten Tage. Da kreuzte einer der jungen Helden auf, der seit Montag gefehlt hatte. Er war von hohem Adel, die alte Familie hatte bereits dem Vaterland einige Feldherrn geliefert. In der Klasse genoß er ein gewisses Ansehen, nicht deshalb, sondern weil er über einen mit Ponys bespannten Wagen verfügte, mit dem er aus seiner ritterlichen Umgebung zur Schule fuhr. Er hatte sich die Entwicklung offenbar ganz anders vorgestellt und blickte sich einigermaßen erstaunt um und konnte anscheinend nicht begreifen. Ich fragte ihn zuvorkommend, ob er etwas vermisste oder äußern wolle, aber er verneinte lebhaft. Der Bann war gebrochen; die Klasse grinst, und ich grinste mit. Die Jungen waren übrigens sämtlich nicht böseartig.

Ich beschloß nun, einige andere Saiten in meine Laute zu spannen. Wir verabredeten, am Nachmittag des folgenden Tages zu einem Geländespiel uns an einem bestimmten Punkte zu treffen, falls die lieben Eltern zustimmten. Der Treffpunkt war ein kleiner Weg am Stadtrand, von Kastanien flankiert. Aber kein Quintaner war zu sehen! Sollte ich doch pädagogisch verspielt oder sie zu stark verärgert haben? Schon wollte ich, bis in den Tod betrübt, heimwärts wandern, da prasselten auf einmal eine Menge Kastanien aus den belaubten hohen Bäumen auf mich herab, und unter lebhaftem Kriegsgeschrei kletterten die Buben herunter. Sie sahen alle sehr manierlich aus. Die Mütter hatten ihnen die damals übliche Matrosenkleidung angezogen und die Hände und das Gesicht säuberlich gewaschen, denn die neue Kunde war doch eigenartig. Ihre Mühe hatten sie übrigens umsonst angewandt, denn als wir von dem Geländespiel mit Kriechen, Anschleichen und dergleichen Scherzen zurückkehrten, war von der ungewohnten Sauberkeit nichts übrig geblieben. —

Im Musikaale brachte ich der Klasse dann in freiwilligen Nachmittagsstunden einige Landsknechts- und Volkslieder bei, und es blieb auch nicht bei dem ersten Geländespiel. Schwierigkeiten im Unterricht kamen weiterhin nicht mehr in Frage. —

Und dann kam der Ausbruch des ersten Weltkrieges. Nur wenige von uns Sieben hatten ihre Militärdienstpflicht bereits hinter sich. In den großen Ferien hatten wir anderen uns in der Heimat zur Untersuchung gestellt, freiwillig, denn damals war es ganz anders als 1939; man glaubte fast, zum Mitkriegen zu spät zu kommen. Der Krieg war ja nicht von deutscher Seite aus proviziert, mochte auch Wilhelm manchmal mit dem Säbel gerasselt haben, was man nicht so ernst nahm, das taten andere auch. Schließlich aber schliderten alle hinein. Und nun wurden auch die bis dahin wegen ihres Studiums Zurückgestellten herangezogen. Es zeigte sich nämlich bald, daß das siegreiche deutsche Heer keinesfalls schon zu Weihnachten wieder daheim sein werde. Wir waren jetzt nur noch drei Kandidaten an der Penne, sämtlich von den Untersuchungsbehörden, die erst später den Namen „Heldengreifkommission“ sich verdienten, als „Ersatzreservisten“ zurückgestellt, bis man uns brauche. So vieles fehlte ja z. B. an Ausrüstungsstücken. Im Dezember und Januar z. B. hatte kein einziger von uns eine Decke, nur das dünne ungefüllte Militärmäntelchen, und die Zeltbahn reichte weder unten noch oben aus, im offenen polnischen Schützengraben die erstarrten Glieder abzudecken. Unterstände waren Mangelware, höchstens die sog. Schreibstube verfügte über einen; alle Gebäude waren bereits abgebrannt oder sonstwie abgerüstet. Uns drei Jünglingen im Feuerofen kam es darauf an, daß wir gemeinsam wie beim Doppelkopp seligen Angedenkens nun auch an der Front zusammen wären, um uns gegenseitig trösten zu können, wenn uns danach zu Mute war. Als der erste seine Einberufung erhielt — er mußte sich bei der im Städtchen liegenden Artillerieabteilung melden, die ihn dann weiterverfrachtete — ließen wir dem diesbezüglichen Feldweibel keine Ruhe, bis er uns für denselben Zeitpunkt verpflichtete. Wir wollten doch nicht zu spät kommen. . . . Leider war es nur ein halber Erfolg. Zwar wurden wir gemeinsam mit vielen anderen im sog. Gleichschritt durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof geführt, von winkenden Buben beiderseits begleitet, die uns auch wohl unsere Pappkartons trugen, wir kamen sogar in denselben Viehzug. Personenzüge waren nicht greifbar; in diesem Güterzug waren deutliche Spuren vorhanden, daß er bereits Pferde an die Front gebracht hatte. Leider wurden wir dann aber auf verschiedene Waggons verteilt. Es stellte sich heraus, daß meine beiden Kameraden für das Ersatzbatl. des aktiven zuständigen Regiments der Fußlächer bestimmt waren, während ich mich mit dem Ersatzbatl. der neu aufgestellten Res.-Regiments begnügen mußte. Standort Kulm.

Vier Wochen wurde ich gebimt von alten Reservistenunteroffizieren und Sergeanten, die milde waren. Schlimm war eigentlich nur das Gemeinschaftslo, das in der noch nicht fertig gebauten Kaserne auf dem Hofe in Gestalt von zwei langen Stangen, gegeneinander abgegrenzt durch eine Zwischenwand, über einem undefinierbaren Hohlraum errichtet war. Wir waren froh, wenn wir bis zu einem Stadtgange unsere Gefühle beherrschen konnten. Es folgten für mich 14 Tage in einem der umliegenden alten Forts, wo uns ein sog. Schleifermeister beglückte, der uns u. a. absolut das Singen nach anstrengender Tätigkeit im Gelände beibringen wollte. Wir, vielfach schon sog. alte Knaben, blieben aber Sieger. Und dann waren wir 6 Wochen „am Feind“ und machten das sattem Bekannte mit. — Eines Tages entdeckte ich unter den kindlichen Begleitschreibern der uns zugeschiedten Feldpostpäckchen bekannte Namen: die höhere Mädchenschule des Städtchens hatte uns bedacht. Ich sammelte die von den meisten der meisten achillos weggeworfenen Begleitschreibern auf und schrieb allen „im Namen der Kameraden“ ein herzliches Dankeschön. Vielfach handelte es sich den Namen nach um Schwestern meiner verflorenen Schüler. Die kleine Mühe hat sich gelohnt, denn ich bekam daraufhin manchen Brief und manches Päckchen, bis mich der böse Krieg anderswohin verschlug. —

Und nun noch ein kleines Nachspiel. Zufällig trafen wir uns zu dritt im Laufe des Januar oder Februar einige Tage im Urlaub, den wir wegen der weiten Entfernung der Heimat im Städtchen verlebten. Nachdem ich meinen halbflügeligen kümmerlichen Vollbart abgerüstet hatte, fanden wir uns vormittags als junge Helden, die noch nichts Besonderes mitgemacht hatten, in der entgeisterten Schule ein und abends natürlich beim Doppelkopp. Da hatte sich einiges verändert. Der Chef spielte nun persönlich mit, da Not am Mann war, und freute sich, endlich mal wieder in direktozialer Würde lediglich den Zuschauer spielen zu können. Das war das letzte Mal, daß ich diese Stadt gesehen habe, wo ich ein so schönes Jahr als junger Pädagoge verlebt hatte. Ein Lebensabschnitt lag hinter mir, man war noch ehrlich begeistert gewesen als angehender Lehrer. Später kommt dann bekanntlich die Enttäuschung und zuletzt auch die Routine, manchmal auch die Ruine. Aller Anfang ist schwer, wie man weiß, auch hier war er nicht ganz leicht gewesen.

Nachwort

Für den besinnlichen Leser brauche ich wohl nicht zu betonen, daß die Schilderung der liebenwürdigen Schwächen unserer „Ausbilder“ (wer ist als Mensch schon frei von Schuld und Fehler, mag er nun Müllkutscher oder Pädagoge [Abtransport der Klassenarbeiten] sein) keinen Schatten werfen soll auf ihren Charakter und ihr ernstliches und im ganzen erfolgreiches Bemühen, uns auf den nicht gerade leichten pädagogischen Beruf vorzubereiten.

reiten. Diese Ausbildung war gradlinig, mochte sie auch zuweilen etwas schematisch erscheinen, und litt noch nicht an der Experimentierfreudigkeit und Zerrissenheit der späteren Zeiten, die uns tagtäglich vor Augen geführt wird. Es gab z. B. keinen Streit über den Wert einer Fünf im Deutschen bei der Reifeprüfung. Und im übrigen: die späteren Generationen können sich keine annähernde Vorstellung davon machen, wie die allgemeinen und speziell die Schulverhältnisse vor dem ersten Krieg gewesen sind; da muß man sozusagen dabei gewesen sein.

Tempi passati!

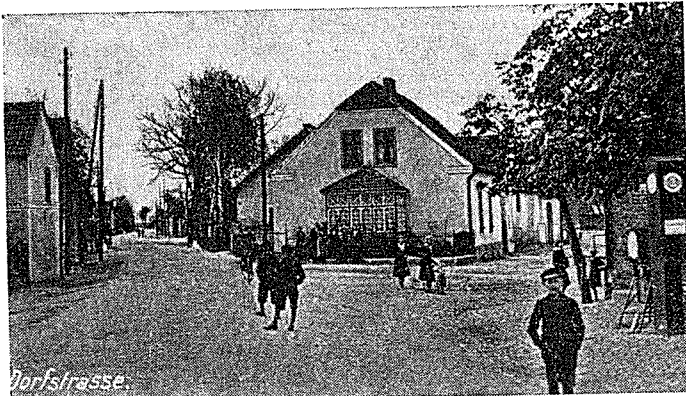
O.

Als man bei uns noch „zäunte“ und „spließte“

Volkskundliche Plauderei über alte Heimarbeiten im Kreise Schlochau von Joh. Schwanitz †

II. Heimarbeit in Eickfier

Meine Wahrnehmungen und Beobachtungen über die Heimarbeit in Penkuhl teilte ich damals einem Kollegen in Eickfier mit. Von ihm erfuhr ich, daß in Eickfier ebenfalls eine Heimarbeit fast industriell betrieben wurde, nämlich das Spließreißen, volksmundlich „Spließreißen“. Wie in Penkuhl in fast allen Häusern das Kiepenzäunen, so war hier das Spließreißen die ortsübliche Wintertagsarbeit. Die Spließkloben, die auf den Versteigerungsterminen als Nutzkloben ausgebaut wurden, zumeist schiere Kiefernstammkloben, wurden in die Spließ-



Eine Dorfstraße in Eickfier

längen zersägt — (eine Klobe lieferte drei 28-cm-Längen und einen „Abfall“) — und zunächst mit der Spließaxt, einer leichten Handaxt, aufs Geratewohl in Stücke zerschlagen. Diese Stücke fielen zu beiden Seiten des Spließklotzes, ein recht maseriger Klotz aus einem Kiefern- oder Weidenstamm von etwa 60 bis 65 cm Durchmesser, der in seiner Jugend wohl die Höhe von einem halben Meter hatte, in seinem Alter aber allmählich abgenutzt, manchmal bis auf 30, ja sogar auf 20 cm zusammenschumpfte. Auf diesem Spließklotz wurden nun die eigentlichen „Spließ“ gerissen, d. h. die Axt wurde durch die Stücke hindurchgedrückt. Diese Arbeit erforderte Kräfte und auch Geschicklichkeit. Die Länge hatte die Säge hergestellt, die Breite bestimmten die beiden ersten Glieder des linken Zeigefingers, und die Dicke lag im Gefühl des Spließreibers. „Reißen“ tat nur der Vater oder der erwachsene Sohn, denen sich noch der rüstige Großvater zugesellte. Aber auch in Eickfier hatten die Buben und Mädels ihre Arbeit. Sie mußten die noch grünen Spließ „aufbauen“, d. h. zum Trocknen kreuzweise aufschichten. Als Aufschichtungs- und Trockenplatz eignete sich vorzüglich der Rumpf oder Vorplatz des Wohnhauses mit Ausnahme von Fenstern und Türen. Das weit überragende Strohdach schützte vor dem Regen, der „Abfall“ der Klötze, mit dem die einzelnen Stöße beschwert wurden, vor dem Windstoß. Gleichzeitig hielt so eine Spließschicht recht schön warm. So traf man noch in den zwanziger Jahren manches Bohlenhaus in Eickfier, das über Winter, mit Ausnahme von Türen und Fenstern, ganz in Spließ eingehüllt war, ein Anblick, der den Nichtkenner mit Staunen und Bewunderung, den Kenner mit Stolz und Freude erfüllte.

Die getrockneten Spließ wurden in Bunde von je 50 Stück (23 mal 2 + 2 mal 2) mit Spließbändern, langen, dünnen Holzfasern, gebunden und hießen nun „Krebse“. Als solche wurden sie früher auf großen Kornwagen oder mit dem Schweinegestell auf dem Wagen von Eickfier bis nach Köslin, ja, selbst bis nach Stettin gefahren und dort verkauft. Die Spließreißer verkauften schockweise — (12 Bunde zu je 50 Stück = 600) an die Aufkäufer, welche sie wiederum tausendweise — (20 Bunde zu je 50 Stück) — verkauften. Ein Schock kostete etwa um das Jahr 1910 80 Pfennig bis 1 Mark.

Ortsverband Osna-brück und Umgebung

Am Sonntag, dem 23. August 1964, 15.30 Uhr starten wir zu einer „Fahrt ins Blaue“. Fahrpreis etwa 3,— DM. Anmeldungen hierzu müssen bis zum 10. August bei Lds. Spors, 45 Osna-brück, Teutoburger Straße 26 erfolgt sein. Nachzügler können wahrscheinlich nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Spließreißer bildeten ebenfalls eine Vereinigung unter sich, man könnte fast sagen eine e. G. m. b. H. Jeder „Reißer“ erwarb durch Einzahlung einer bestimmten Summe einen oder mehrere Anteile. Diese Anteile zog der „Spließmeister“ kurz vor den Holzversteigerungsterminen ein. Er kaufte oder steigerte jetzt für alle, und wehe dem „Außensteher“, der ihn zu überbieten versuchte. — So ersteigerte der Meister auf den Holzterminen oft für mehrere tausend Mark Spließholz, das er dann nach den erworbenen Anteilen losweise abgab. Daß auch die Spließmacher ihren „Ball“ hatten, ist selbstverständlich. Die Kosten desselben wurden von ihnen gemeinsam aufgebracht. —

Auch diese Heimarbeit starb allmählich aus, denn die Spließ „gingen“ nicht mehr. Die Zementdachfalzsteine und die neuen „Biberschwänze“ wurden ohne Spließ eingedeckt. Nur noch in Hinterpommern und auf den großen Gütern der Mark Brandenburg, wo eigene Ziegeleien die großen Dachsteine selbst brannten, wurden noch Spließ verlangt.

Ich möchte noch erwähnen, daß das Schlochauer Kreismuseum, welches doch vor allen Dingen Heimatmuseum war, der Penkuhler „Kiepe“ sowie dem Eickfierer „Spließ“ wie auch dem „Spließklotz“ einen Platz gewährt hat, damit man den Kindern von Eickfier und Penkuhl vielleicht nach hundert Jahren noch hätte sagen können: „Mit dieser mühsamen Arbeit, auf diesem Klotz haben eure Groß- und Urgroßväter nicht nur ihre Familien ernährt, sondern sie haben dabei sogar noch Geld gespart.“



Innenes der kath. Pfarrkirche Eickfier

Frau Martha Janz, geb. Klemp aus Eickfier, die Einsenderin des Bildes von der Dorfstraße, schreibt:

Wie schön war's doch zu Hause;
o Eickfier, du wunderbares Dorf!
Das Beste war immer die Vesperpause,
ob an der Windmühle, ob nach Baldenburg hoch.
Wir mußten dich wohl verlassen,
doch vergessen werden wir dich nie.

Katholikentag in Stuttgart

Entgegen der Ankündigung in der letzten Ausgabe des Kreisblattes treffen sich die Angehörigen der Freien Prälatur Schneidemühl, also auch die Schlochauer und Flatower, jetzt im Herzog-Christoph-Hotel, Stuttgart, Büchenstraße 37, kleiner Saal, am Samstag, dem 5. September 1964 ab 14.00 Uhr.

Das Hotel befindet sich in der Innenstadt; Straßenbahnverbindung bis zum Schloßplatz oder auch Berliner Platz (Liederhalle).

Hans Mausolf, 7 Stuttgart-Rot, Eschenauer Straße 41

Erntezeit — hohe Zeit!

von Karlheinz Wachholz Jetzt: 317 Gifhorn, Braunschweiger Str. 129

Ich weiß nicht, lieber Leser, ob es dir in dieser sommerlichen Zeit nicht auch so ergangen ist wie mir, der ich die Urlaubstage bei Verwandten und Heimatfreunden am Niederrhein und im Münsterland verbrachte. Wie stöhnten wir unter der tropischen Hitzewelle, die das sonst so regenfeuchte Land weithin ausgezehrt hatte! Die Gartenbesitzer suchten durch unentwegtes Gießen die Pflanzen vor dem Vertrocknen zu bewahren. Das Laub fiel von den Bäumen, als sei schon der Herbst ins Land gezogen. Die anhaltenden hohen Temperaturen beschleunigten das Reifen des Getreides. Hatten wir noch bei Antritt unserer Reise das wogende Ährenfeld am Fuße des Teutoburger Waldes, unweit von Bielefeld, bewundert, so sollten wir schon wenige Tage danach im Raume von Münster den Beginn der Ernte erleben.

Und während wir so die Straße durch Handorf entlangwanderten, zur Rechten wie zur Linken das sich neigende Ährenfeld, war es uns, als durchstreiften wir heimatliche Fluren. Vergleiche drängten sich plötzlich auf, Erinnerungen wurden wach, und Bilder traten vor das Auge, Bilder, die so lange verschüttet waren. Ja, lieber Leser, du hast es sicherlich auch schon einmal so empfunden. Da streift den Suchenden die Sehnsucht mit ihrem Flügel, und das Herz schlägt wie der Glocke Schlag, so rein, so götig, so feierlich. Und inmitten der abwechslungsreichen Parklandschaft des Westfalenlandes hörten wir von fern her Heimatklänge. Wir wähten uns auf dem Weg nach Hause. Mag sein, daß unsere gute Tante Grete (Hahlweg) — jetzt wohnhaft in Handorf b. Münster, Bahnhofstraße 27 — in ihren spaßigen Erzählungen (Lanken, wie es lebte und lebte ...) an Dinge gerührt hatte, die nun in unser Bewußtsein rückten und im Gespräch lebendig wurden: das strohgedeckte Bohlenhaus an der Einfahrt nach dem etwa 4 km entfernten Pottlitz, die Postagentur (Onkel Gustav war Postsekretär), die neue Schule, an die sich ihr zweiter Sohn Karl noch gut erinnern konnte, verschiedene Anwesen und beliebte Ausflugsziele, wie z. B. der Gogolinsee, wo man sich auf einem Fest des Kölpiner Kriegervereins begegnete, und nicht zuletzt der Gasthof Wachholz im schönen Lanken mit all den Namen der lustigen Zecher und Fahrensleute, denen man gar oft ein Schnippchen gespielt hatte. Von den Hosen des Herrn von Bredow bis zur schönen Müllerin reichte die Kette der Erlebnisse, und das alles in der heimatlichen Sprache, die mit dieser älteren Generation leider auszusterben droht. „Jrät, du ull ver-rütscht Tier! Hiii!“, so höhnte der vielen Lanknern noch bekannte „Brümmeler“. Er war nur einer der zahlreichen „Käuze“ in unserer Gemeinde, die es immer wieder in den Krug zog und die für Abwechslung sorgten. Ja, unser liebes Lanken hatte so seine besondere Note. Wer es einmal erlebt hatte, den führte der Weg immer wieder dorthin. Sogar der ole Hahlweg ut Kölpin scheute nicht den 4 km langen Fußmarsch, um seinen Humpen und sein Glas Bier im Gasthof Wachholz zu trinken. Das waren noch Zeiten!

Höhepunkt dörflichen Gemeinschaftslebens war u. a. die Erntezeit. Da poltern auch schon die ersten Erntewagen die Dorfstraße entlang der Feldmark zu. Us(e) Nauber Tschlüsje (Kloska, der noch in Lanken lebt und mit dem wir im Briefwechsel stehen) hat den richtigen Riecher. Er meint: „Dat Wäder blivt nich so. Wi meute uns be-ielen! Emil Wachholz und Paul Müller hebben ooch all ihren Roggen mäht.“ Einer sieht es vom andern. Bald hat das Erntefieber das ganze Dorf gepackt. Die Sensen geschultert, so verlassen die Mäher unseren Hof: Leo Teusch, der alte Weidemann, Hackbart und unser Knecht, gefolgt von den Frauen und Mägden. Glühendheiß brennt die Sonne vom Himmel. Keine Sensation für die Bildzeitung, die es zu damaliger Zeit noch nicht gab. Man las nur die „Grenzmark“ oder den „Geselligen“, vielleicht hier und dort auch noch die „Grenzwacht“ aus Schneidemühl. Zu einem ostdeutschen Sommer gehörten nun einmal Temperaturen bis zu 30 Grad im Schatten. Das war keineswegs etwas Außergewöhnliches. Plaudernd und scherzend zog das Häuflein zum Schmiedland nach Flatow hinaus. Die Männer mähten das Kornfeld an, während die Frauen das Abgemähte banden. Beim Setzen der Hocken mußten auch wir Kinder mithelfen. Unvergeßlich wird mir der Tag bleiben, an dem mein Vater — nach seinem Tode widerfuhr diese Überraschung unserem Geschäftsführer Herrn Willi Röglin (jetzt wohnhaft in Dortmund-Eving, Försterstraße) — aufs Feld kam und zwei Frauen auf ihn zuliefen, um ihm die Ährenkrone aufzusetzen. Nun mußte sich der Herr „loskaufen“. Das Glas ging von Mund zu Mund,

3. Fortsetzung der Berichte über unser „Unvergeßliches Lanken im Kreise Flatow“

und bald war alle Anstrengung des Tages vergessen. Fröhlich trat man den Heimweg an, wußte man doch, daß der Wachholz'sche Keller noch weitere Kostbarkeiten barg.

War das letzte Fuder dann unter dem sicheren Dach geborgen, freute man sich schon auf das Erntefest, das zu einem späteren Zeitpunkt im bäuerlich-dörflichen Kreise, von der Lehrerfamilie und weiteren Helfern würdig gestaltet, zu einem Erlebnis für jung und alt wurde.

Erntezeit — hohe Zeit! Zeit der Arbeit, die den Einsatz der gesamten Familie verlangt! Aufregende Tage und Wochen, wenn man den Launen des Wettergottes preisgegeben ist! Eine Zeit, in der sich die Nachbarschaftshilfe erneut bewährt. Erntezeit, da fleißige Hände den goldenen Ährensegen bergen, unser tägliches Brot. Zeit im Herrn, der alles wachsen und gedeihen läßt, der dem Pflüger und Säer die fertige Frucht schenkt. Erntezeit — Erntedank! Höhepunkt des dörflichen Gemeinschaftslebens, wo bäuerliches Brauchtum noch gepflegt wird. Zeit des Reifens! Heilige Zeit! Herr, wann läßt du uns wieder zu Hause ernten?



Die Flötensteiner auf dem Kölner Pommerntreffen. Eingesandt von Lds. Richard Krüger, Flensburg, Kappeler Str. 1.



Pr. Friedländer Landsleute auf dem Pommerntreffen am Sonntag vor Pfingsten 1964 in Köln. Von links: Anni Dietrich; H. Rook; Frau (Erich) Haß; Herr Lawrenz; Frau Volkmann; Willi Wollschläger; Frau Borsich; Bubi Volkmann; Kleinert und zwei Nichten der Frau Volkmann. Etwa 30 Friedländer waren in Köln anwesend

Bitte um Beachtung

Die Septemberausgabe des Kreisblattes soll bereits am 15. September erscheinen. Es ist daher notwendig, daß alle zur Veröffentlichung gelangenden Berichte, Bilder, alle Nachrichten und Anzeigen spätestens vierzehn Tage vorher beim Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 45 eingetroffen sein müssen. Sämtliche Jahrgänge des Kreisblattes (seit 1953) sind wieder vollständig lieferbar. Es wird daher gebeten, von Rücksendungen bisher fehlender Nummern (siehe Kreisblatt vom Monat Juli 1964) abzu-sehen.

Die polnischen Teilungen

Von Dr. Fritz Gause

Festrede, gehalten anlässlich des zehnjährigen Bestehens der ostpreußischen Landsmannschaft

Die Geschichte unserer Heimat ist reich an Themen, die einer Gedenkrede zum zehnjährigen Bestehen unserer Landsmannschaft würdig sein könnten, denn wir waren immer mehr als eine deutsche Landschaft, mit der liebenswürdigen Beschränktheit, die jeder Heimatkunde anhaftet. Ich erinnere an den Kampf des Deutschen Ordens um Preußen, an seinen Staat, der eine europäische Großmacht war, an seine Burgen und Kirchen, einzigartige Denkmäler abendländischer Baukunst und ritterlich-mönchischen Geistes. Man könnte sprechen vom Herzogtum und seiner Universität, vom Großen Kurfürsten, Tatarensturm und Schwedennot, von der Franzosenzeit und der Befreiung 1813, die von Ostpreußen und Schlesien ausging. Auch der ostpreußische Liberalismus des Vormärz wäre ein Thema von hohem Reiz. Im Gedächtnis mancher älteren Landsleute ist schließlich noch die Schlacht von Tannenberg und die ehrwürdige Gestalt Hindenburgs, des Befreiers. Es wäre wohl daran zu erinnern, daß nach dem Abwehrsieg deutsche Truppen über die Grenze vorstießen zum erstenmal seit den Zeiten des Ordens, also seit rund 500 Jahren. Es gibt demnach große Themen genug, an die die Erinnerung anknüpfen kann, freudige und traurige, stolze und trübe.

Sie und unser Sprecher haben nichts von alledem gewünscht, sondern ein Thema gestellt, das nicht ein ostpreußisches, sondern ein europäisches Problem darstellt, ein umstrittenes Ereignis, nicht geeignet, erhebende Gefühle zu erwecken: die polnischen Teilungen. Und doch scheint mir dieses Thema unser würdig. Unsere Existenz als Landsmannschaft rechtfertigen wir nicht nur mit der Pflege provinzieller, stammlicher Eigenart und Geschichte, so wichtig das auch ist, sondern mit der Rolle, die unsere Heimat in der Geschichte Europas gespielt hat und wieder einmal spielen wird. Wir haben in Ostpreußen immer ein Gefühl gehabt für europäische Zusammenhänge, wir haben alle Erschütterungen des mittel- und osteuropäischen Kraftfeldes gespürt — und was konnte uns da näher liegen als die Störungen, die unsere Nachbarn erlitten! Alle Ereignisse der baltischen, litauischen und polnischen Geschichte haben auf Ostpreußen eingewirkt, auch dann, wenn unsere Grenzen unverändert blieben.

Der Werdegang Polens

Sie kennen das Wichtigste aus dem Werdegang des polnischen Staates. Immer wieder zerfallend und sich zusammenfindend, wurde Polen durch die Tatkraft einiger bedeutender Herrscher ein großes Reich, das nach Westen und nach Osten weit über die ethnographischen, die Volksgrenzen, hinausgriff. Polen wurde zur Vormauer der Christenheit gegenüber den schismatischen Moskowitern und den ungläubigen Türken. Höhepunkt dieses Ausgriffs waren die Jahre der russischen Wirren um 1610, als die Bojaren gegen Zusage ständischer Vortelle den Sohn des Polenkönigs zum Zaren wählten, als Polen im Kreml residierten. Es sei eingeschaltet, daß nur zweimal fremde Flaggen auf dem Kreml geweht haben, der polnische weiße Adler und die französische Trikolore. Der andere große Erfolg Polens war die Beteiligung des Königs Johann Sobieski an der Befreiung Wiens von den Türken 1683. Diese Ereignisse sichern Polen einen ehrenvollen Platz in der europäischen Geschichte.

Gleichzeitig aber entwickelte sich Polen zu einem Feudalstaat, in dem die Macht der Kirche und des Adels allmählich größer wurde als die des Königs. Republik und Krone klappten noch mehr auseinander als in Deutschland Reich und Kaiser. Ist es doch vorgekommen, daß der König von Polen einen Krieg führte, den die Republik, also das Land, nicht als einen eigenen anerkannte. Der Adel repräsentierte die Nation, er entwickelte eine starke Anziehungskraft auf den Adel der der Krone Polens angegliederten Länder, auf Litauen, die Ukraine, auf Moskau, wie wir eben gesehen haben, auch auf einen Teil des deutschen Adels in Kurland und in Westpreußen. Es war ein Unglück, daß Polen auf dieser bis zum Extrem entwickelten und ausgebauten Staatsform des Stände-, besser gesagt, des Adelsstaates stehen blieb und die Entwicklung der umliegenden Staaten nicht mitmachte. Diese geht überall auf die politische Entmachtung des Adels hin bei Aufrechterhaltung seiner gesellschaftlichen Stellung. Entmachtung des Adels und Aufstieg des Königstums vollziehen sich zuerst in Westeuropa, in Spanien und Frankreich, dann auch in der Mitte, in Österreich und Preußen, dort durch Karl VI., Maria Theresia und Joseph II., hier durch den Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen. Die Staaten werden fester,

gehörten besser dem königlichen Steuer. Die Entwicklung geht auf den Absolutismus zu.

Stillstand und Verfall

Polen bleibt in dieser sich ändernden Welt auf der Stufe des Feudalstaates stehen. Dabei hat der Adel seine historische Rolle schon ausgespielt, er konserviert aber eigensüchtig seine Vorrechte, die Leibeigenschaft der Bauern, das „liberum veto“ (1652 förmlich bestätigt), das Recht auf Königswahl und auf Konföderationen, Adelsbündnisse, die in der polnischen Geschichte nicht Verschwörungen und Rebellionen, sondern privilegierte Erscheinungsformen ständischen Widerstandes sind. Dabei sind diese Adelsbündnisse käuflich. Die Kandidaten für die Königswahl werden von den auswärtigen Mächten aufgestellt und lanciert, ähnlich wie es in Deutschlands schlimmsten Zeiten auch mit der Kaiserwürde gewesen war.

Im kurzsichtigen Streben, sich die Privilegien zu erhalten, verscherzt der die Nation repräsentierende Adel das wichtigste Recht jeden Volkes, das Recht auf Entscheidung über das eigene Schicksal. Man will die Freiheiten bewahren und verliert darüber die Freiheit.

Je schwächer im Innern Polen wird, um so weniger kann es die Randgebiete seines weit überdehnten Staatsgebietes halten. Im Westen löst sich Preußen 1657 durch den Vertrag von Wehlau aus der polnischen Lehnsoberhoheit. Größer sind die Verluste im Osten. Smolensk und die Ukraine östlich des Dnjepr mit Kiew gehen 1667 endgültig verloren, um Livland wird gekämpft, bis es 1721 aus schwedischem Besitz an Rußland fällt. Auch das Ostpreußen benachbarte Kurland kommt unter russischen Einfluß. Nicht von Westen zieht die Wolke auf, die den polnischen Himmel verdunkelt, sondern von Osten.

Drohendes Moskau

Im russischen Volk war immer ein starkes Sendungsbewußtsein vorhanden. Im 16. Jahrhundert entstand die Vorstellung, daß Moskau nach dem Fall von Konstantinopel das Dritte Rom zu werden berufen sei — und ein Viertes werde es nicht geben. War das auch eine mehr religiös bestimmte Eschatologie, so war sie doch auch politisch wirksam — ähnlich wie heute die weltbeglückende Sendung der Dritten Internationale — und eine Vierte wird es nicht geben. Politisch entscheidend wurde aber nicht diese mystische Vorstellung, sondern die harte Hand Peters des Großen. Er führte mit brutaler Gewalt, aber großem Erfolg Rußland aus seinem Mittelalter hinaus und brachte es, wenigstens was den Staatsapparat angeht, auf die Stufe der absoluten Monarchie, also in die vorderste Front des geschichtlichen Prozesses. Damit führte er sich und seinen Staat sozusagen in die gute Gesellschaft der europäischen Fürstenhäuser und Großmächte ein. Warum sollte man nicht mit dem neuen Rußland paktieren, denn man lebte in der neuen Hauptstadt Petersburg im Stile von Versailles und Schönbrunn. Statt der Bojaren gab es jetzt Grafen und Barone in höfischer Tracht. Der Unterschied im Glauben trat zurück hinter der Toleranz der Aufklärung. Das alte Rußland war versunken, das neue der barocken Kultur war ein gleichgeachteter Partner politischer Bündnisse und Verträge geworden.

Durch den Eintritt Rußlands in die europäische Geschichte verlor Polen seine alte Mission als Vormauer der Christenheit. Es lag nicht mehr am Rande Europas, sondern mitten zwischen drei modernen Großmächten, selbst weit zurückgeblieben hinter dem Gang der Geschichte in einem Zustand staatlicher und sozialer Schwäche, wie ein barometrisches Tief zwischen drei Hochs. Damit begann die tragische Geschichte seines Untergangs.

Unterwerfung ohne Krieg

Der polnische Staat wird in den letzten Jahrzehnten seines Bestehens immer mehr von russischem Einfluß durchdrungen, wofür die Franzosen später den Ausdruck „pénétration pacifique“ gefunden haben, d. h. eine Unterwerfung ohne Krieg. Motiv dieses Vorgehens — oder Vorwand — war noch nicht der Schutz nationaler Minderheiten jenseits der Grenze — das ist ein Motiv der Zeit des Nationalismus —, sondern der der Epoche des Konfessionalismus entnommene Schutz der konfessionellen Minderheiten, d. h. der Zar war Patron der Griechisch-Orthodoxen, der König von Preußen später Schutzherr der Evangelischen in Polen. (Dieselbe Patronage diente dem Zaren als Vorwand zu Eingriffen in die türkischen Besitzungen auf der Balkanhalbinsel.) Nur die wichtigsten Stationen dieses Weges seien gezeichnet. 1717 erzwingt Peter der Große in

einem Verträge zwischen König August und den polnischen Ständen, bei dem der Zar Schiedsrichter gewesen war, die Beschränkung des polnischen Heeres auf 24 000 Mann. Seitdem stehen russische Truppen in Polen als „Garanten der Freiheit“ und schaltet der Zar dort wie im eigenen Lande. Im Erbfolgekrieg erobern 1734 russische Truppen Danzig — also Russen auf dem Wege von Berlin nach Königsberg. Im Siebenjährigen Krieg wird Ostpreußen einige Jahre russische Provinz, soll die Kette russischer Besitzungen an der Küste der Ostsee schließen, die vom Finnischen Meerbusen bis an die pommersche Grenze reicht.

Preußen hielt sich zurück

Bisher war Preußen der einzige Staat gewesen, der die innere Schwäche Polens nicht ausgenutzt hatte. Nachdem Rußland aber der Herr Polens geworden war — Friedrich August II. von Sachsen war nur ein Schattenkönig an der Seite des russischen Gesandten —, war für Preußen nicht mehr die Frage, ob Polen zu retten war, sondern nur, ob Rußland ganz Polen an sich nehmen würde oder ob es genötigt werden könne, einen Teil dieser Beute abzugeben. Friedrich der Große zog aus den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges die Lehre, daß die russische Gefahr nur durch Verständigung mit der beutehungrigen Zarin abgewandt werden konnte oder daß man, wie der große Spötter 1775 an seinen Bruder Heinrich schrieb, den Teufel verehren müsse, um zu verhindern, daß er einem schade. Dieser Grundsatz blieb für die Politik Preußens und Deutschlands maßgebend, bis seine Nichtbefolgung zum Ersten Weltkrieg führte. Friedrich schloß also ein Bündnis mit Katharina, in dem beide Teile versprachen, den Bestand Polens zu erhalten. Als aber russische Truppen die Wahl des letzten Königs von Polen, Poniatowski, eines Günstlings der Zarin, durchsetzten, als der russische Gesandte die Konföderation von Radom bildete, in der ein Teil des polnischen Adels sich gegen die geplante Abschaffung des unheilvollen „liberum veto“ wandte, als russische Truppen die von Österreich und Sachsen unterstützte Gegenkonföderation von Bar niederschlugen, da war es klar, daß durch Verträge der russische Expansionswille nicht im Zaum zu halten war. Die Zarin wollte Polen, wie sie schrieb, im Zustand einer „glücklichen Anarchie“ erhalten, „die uns zu jeder beliebigen Aktion freie Hand läßt“. In diesem Jahr der Wirren 1768 schrieb Friedrich in seinem politischen Testament, daß Rußland wohl der polnischen Selbständigkeit ein Ende machen werde. Er fürchtete, daß die Zarin ihm nicht einmal das für die Verbindung nach Ostpreußen so wichtige Westpreußen mit dem Ermland lassen werde, und meinte, man müsse eine Gelegenheit abwarten, in der Rußland die Hilfe Preußens brauchen werde, um der Zarin Westpreußen abzuhandeln. Von jetzt an begann Friedrich, Pläne für eine Teilung Polens auszuarbeiten. Er war nicht der erste, sondern in den letzten Jahrzehnten war schon mehrfach die Teilung Polens erwogen worden; in diesen Jahren vor der tatsächlichen Teilung hat allerdings Preußen mit solchen Plänen angefangen und nicht Rußland, aber nur deshalb, weil Rußland ganz Polen haben wollte und Preußen darauf bedacht sein mußte, dem mächtigen Bundesgenossen einen Teil der Beute zu entreißen. Wer das Ganze haben will, braucht keine Teilungspläne zu machen. Im Sinne der Staatsraison war für Friedrich das Motiv die Abrundung des Staatsgebiets, die Verbesserung der Grenzen, die Verbindung mit Ostpreußen. Historische Beweggründe, etwa eine Berufung auf die frühere Zugehörigkeit Westpreußens zum Ordensstaat, lagen ebenso außerhalb seiner Erwägungen wie etwa eine Berufung auf das Deutschum eines erheblichen Teils der Bevölkerung dieses Gebietes.

Rußland nahm mehr als das Doppelte!

Als dann bald darauf ein russisch-türkischer Krieg durch die feindselige Haltung Österreichs gegen Rußland zu einem europäischen Krieg sich auszuweiten drohte, einem Krieg, an dem Preußen an der Seite seines russischen Verbündeten hätte teilnehmen müssen, machte Friedrich den Vorschlag, die gegenseitigen Interessen auf Kosten Polens auszugleichen. Er rettete damit den Frieden Europas und bewahrte seinen eigenen Staat vor einem Kriege, den zu führen er kein Interesse hatte. Polen war schon so weit seiner Staatlichkeit entkleidet, daß die Verträge ohne seine Zustimmung geschlossen wurden, und zwar überließ Rußland in gesonderten Verträgen Österreich und Preußen einige Stücke von seiner Beute. Österreich erhielt 70 000 qkm, Galizien und die Zips, Preußen das kleinste Stück, knapp 35 000 qkm (Westpreußen ohne Thorn und Danzig und das Ermland), Rußland selbst nahm 109 000 qkm, also etwas mehr als seine beiden Partner zusammen.

Durch eigene Schuld zerfallen

Nach den Grundsätzen des Völkerrechts und der Moral war diese Teilung Polens ein Unrecht, aber diese Grundsätze wogen gering in einem Zeitalter der Machtpolitik und der Staats-

raison. Die Teilung Polens, schon oft erwogen, kam für niemand überraschend, auch für die Polen selbst nicht. Es gehörte zur Kunst der Diplomatie dieser Zeit, Kriege durch Tausch oder Teilung von Ländern zu vermeiden. So wie Friedrich Westpreußen als Preis für die Friedensvermittlung erhielt, so Maria Theresia wenige Jahre später die Bukowina als Preis dafür, daß sie den Frieden zwischen der Türkei und Rußland herstellte. Polen hatte sich einst freiwillig zum Abendland bekannt. Solange es sich von den Kräften des Abendlandes erfüllen ließ, war es seiner Aufgabe, Vormauer gegen den Osten zu sein, gerecht geworden. Es versagte, als Rußland durch den Absolutismus erstarkte und Polen die Fortschritte, die die meisten Staaten Europas in der Richtung einer inneren Einheit und der Festigung der Staatsgewalt machten, nicht mitmachte, sondern die reaktionäre Form des Adelsstaates bis zum Extrem entwickelte. Polen zerfiel durch eigene Schuld. Seine westlichen Nachbarn hatten ein Interesse an der Erhaltung Polens, und erst, als es nicht mehr zu halten war, mußten sie diese Aufgabe übernehmen, die Polen nicht mehr erfüllen konnte. Es ging ihnen darum, den russischen Vormarsch abzustoppen und zu retten, was noch zu retten war. Daß das nur auf Kosten Polens möglich war, ist ein Verhängnis gewesen, das Polen selbst über sich heraufbeschworen hat. König Johann Kasimir hat schon hundert Jahre vorher diese Entwicklung kommen sehen, als er 1662 warnend sagte: „Gott möge mich einen falschen Propheten sein lassen, aber ich fürchte, daß dank Eurem Recht der freien Königswahl dereinst noch der Moskowiter, der Brandenburger und der Oesterreicher die Republik Polen unter sich teilen werden.“

Von der polnischen Geschichte aus sind die Ereignisse von 1772 nichts anderes als die Fortsetzung des Schrumpfungsprozesses, der Verlust von Grenzgebieten, die zum größten Teil nicht von Polen, sondern von Weißrussen, Ukrainern, Deutschen und Kaschuben bewohnt waren.

Wohlfahrt und sittliche Hebung

Eine moralische Rechtfertigung dieser ersten Teilung Polens verlangten die Zeitgenossen nicht. Es genügte, sie mit der Staatsraison zu begründen. Friedrich wäre aber nicht der aufgeklärte Monarch gewesen, wenn er nicht seine Erwerbungen auch sittlich gerechtfertigt hätte durch die Fürsorge, die er ihnen angedeihen ließ. Gewiß rechneten die Staatsmänner des Absolutismus mit Quadratmeilen, Talern und Seelenzahlen, aber sie waren keineswegs im Etatismus erstarrt, sondern sahen, erfüllt von den Ideen der Aufklärung, im Staat ein Mittel zur Hebung der Landeswohlfahrt und zur sittlichen Erziehung der Untertanen. Es war Aufgabe der Verwaltung, die Menschen durch Wohlfahrt, Bildung und Gesittung glücklich zu machen. Der König sah den Zustand, in dem sich seine neuen Untertanen befanden, nicht nur mit den Augen des Politikers, sondern auch mit denen des Philosophen und empfand die Leibeigenschaft der Bauern und die Willkür des Adels als unsittlich. Seine neuen Untertanen wollte er aus dem moralischen Verfall befreien und zu Menschen machen, „den gemeinen Mann von der polnischen Sklaverei zurückbringen und ihn zur preußischen Landesart führen“. Was der König da geleistet hat, ist bekannt genug und braucht hier nicht dargelegt zu werden.

Bündnis mit Preußen

Nach 1772 machten die Polen in dem ihnen verbliebenen Kernlande ernsthafte Versuche, ihren Staat zu reformieren und innerlich zu kräftigen. Rußland hätte das Land gern in dem Zustand der „glücklichen Anarchie“ erhalten, aber Preußen und Österreich unterstützten die polnischen Bemühungen, Preußen sogar durch ein förmliches Bündnis, und erkannten die neue Verfassung, die unter dem Eindruck der Französischen Revolution zustande kam, an. Friedrich Wilhelm II. hätte Polen gern so stark erhalten, daß es Preußen wirksam von Rußland trennte. Rußland war aber nicht gewillt, seine Herrschaft über Polen aufzugeben, und ebensowenig wollte ein Teil des polnischen Adels dem Beispiel des französischen Adels und der polnischen Partei der Patrioten folgen und auf seine Vorrechte verzichten. Die russisch gesonnene Föderation von Targowicz rief Katharina II. um Hilfe an „zur Erhaltung der polnischen Freiheit“, und russische Truppen schlugen die Patrioten, an deren Spitze neben König Poniatowski Thaddäus Kosciuszko stand, der in Amerika unter Washington für die Freiheit gekämpft hatte. Unter russischem Druck trat daraufhin der König auf die Seite der Zarin über, der Wiederherstellerin der Freiheit, d. h. der alten Verfassung.

Friedrich Wilhelm II. konnte unter diesen Umständen nur dieselbe Politik verfolgen wie zwanzig Jahre vorher Friedrich der Große. Er mußte versuchen, durch Verhandlungen Rußland einen Teil Polens abzunehmen. 1793 schloß er mit Katharina den Vertrag von Petersburg. Rußland verleihte sich 234 000 qkm ein, Preußen knapp ein Viertel so viel (52 000 qkm). Der stumme Reichstag zu Grodno mußte diese Abmachung anerken-

nen und sich verpflichten, ohne russische Erlaubnis die Verfassung nicht zu ändern und kein Bündnis mit andern Staaten zu schließen. Als trotzdem die Polen unter dem Einfluß der Ereignisse in Frankreich sich gegen die russische Besatzungsmacht erhoben, wurden sie von den Russen unter anfänglicher Mithilfe preußischer Truppen geschlagen. Das Ende Polens, verkürt durch den Freiheitskampf Kosziuszkos, war gekommen. Die folgenden Verhandlungen zwischen den drei Teilmächten waren erfüllt von gegenseitigem Mißtrauen. Zwar hatten die drei Großmächte ein gemeinsames Interesse an der Niederschlagung des polnischen Aufstandes, in dem sie nichts anderes sahen als Jakobinismus — einem Mann wie Friedrich Wilhelm II. waren die polnischen Jakobiner ebenso verhaßt wie die französischen —, aber keiner wollte dem andern zu viel von Polen gönnen. Das Ergebnis ist bekannt. Wieder nahm Rußland mehr für sich, als es Österreich und Preußen zusammen überließ. Polen verschwand von der politischen Landkarte Europas, die Zone der Schwäche zwischen den Großmächten war aufgezehrt, das Tief durch die hineindringenden Hochs aufgefüllt.

Nicht mehr lebensfähig

Es soll nochmals betont werden, daß die Teilung ein Unrecht war, aber mehr in den Augen der Nachwelt als bei den Mitlebenden. Auch das revolutionäre Frankreich, das den Gedanken der Nation zum erstenmal in die politische Wirklichkeit einführt, hat nicht anders gehandelt, als es wenig später das linksrheinische Deutschland okkupierte, Holland und große Teile von Italien annektierte. Der letzte Versuch Polens, seine Unabhängigkeit wiederherzustellen, kam zu spät und fand im eigenen Volke Widersacher. Es bleibt dabei: der polnische Staat ist zugrunde gegangen, weil er nicht mehr lebensfähig war, weil das Volk oder der dieses Volk repräsentierende Adel keine staatsbildende Kraft mehr besaß und in sich uneinig war. Erlegen ist Polen nicht einem deutschen Drang nach dem Osten, sondern dem russischen Drang nach dem Westen. Im Zusammenhang der russischen Geschichte waren die drei Teilungen Polens nur drei Schritte auf dem Wege, der von der Nawa zur Saale führte. Österreich und Preußen konnten diesem Vordringen nur dadurch begegnen, daß sie Stücke Polens an sich nahmen. Damit ist nicht gesagt, daß sie es ungern taten. Auch sie bewegten sich in der Gedankenwelt der Machtpolitik, zu der auch der Begriff der Kompensation gehörte, d. h. die Anschauung, daß der Machtzuwachs des einen Staates durch einen entsprechenden des andern ausgeglichen werden müsse. Noch Napoleon III. hat ja nach Königgrätz die französische Politik nach diesem Grundsatz geführt. Aber Österreich und Preußen hätten nach 1772 kein polnisches Gebiet mehr erworben, wenn es möglich gewesen wäre, Polen wieder lebensfähig zu machen und Rußland von seinen Grenzen fernzuhalten.

Daß der Untergang Polens nicht aufzuhalten war, wußten auch die Zeitgenossen dieser Tragödie. Das hat auch der eines nationalistischen Imperialismus gewiß unverdächtige Goethe gesehen, wenn er in hohem Alter (1828) sagte: „Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesart untergehen. Sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen?“ Spricht hierbei noch der Gedanke der Kompensation mit, so sah die junge demokratische Generation die Teilung Polens im europäischen Zusammenhang. Thiers vertrat 1831 in der französischen Deputiertenkammer die Meinung, daß Friedrich der Große erst dann an eine Teilung Polens gedacht habe, als er erkannt hatte, daß Polen nicht imstande war, Europa vor Rußland zu schützen. Damit hätte ich das Wesentlichste zu meinem Thema gesagt. Die folgende Entwicklung sei nur kurz umrissen. Untergegangen war der polnische Staat, aber nicht das polnische Volk. Es ist der Bewunderung wert, mit welcher Zähigkeit es sich in vier Generationen Staatenlosigkeit behauptet und seinen Willen zum eigenen Staat und der Wiedervereinigung der getrennten Gebiete erhalten hat.

Nichts von allslawischer Brüderlichkeit

Dabei kam den Polen ein Umstand zu Hilfe, der das geistige Klima Europas veränderte. In der Zeit des Absolutismus und der Aufklärung hatte man in Europa wenig Sympathie für Polen, das Volk und den Staat. Zu offenkundig war sein Verfall, waren die üblen sozialen Zustände. Nachdem die Polen ihren Staat verloren hatten, erfreuten sie sich der Sympathie der öffentlichen Meinung, weil diese jetzt gefornt wurde von den neuen Kräften des Liberalismus, der Demokratie und des Nationalismus. Jetzt erschien das Ende Polens als die Vergewaltigung eines freiheitliebenden Volkes durch die brutale Macht der Reaktion. Für die Liberalen Europas waren die Polen Gesinnungsfreunde, Leidensgenossen, die drei Staaten des Ostens Horte finsterner Reaktion; namentlich der Zarismus war das Schreckgespenst, denn keine der Teilmächte hat Polen so schlecht behandelt wie Rußland. Da war von allslawischer

Brüderlichkeit nichts zu spüren. Niemals waren die Polen auch in Deutschland so beliebt wie in den Jahrzehnten nach dem Aufhören des polnischen Staates. Dieser Wandel der öffentlichen Meinung warf sein Licht auch nach rückwärts und verklärte manche Dinge, die damals, als sie geschahen, keinen Glanz gehabt hatten.

Gestärkt durch diesen Rückhalt in der öffentlichen Meinung, haben die Polen unablässig sich um die Wiederherstellung ihres Staates bemüht. Sie waren ein Element ständiger Unruhe in Europa, bei allen Revolutionen zu finden.

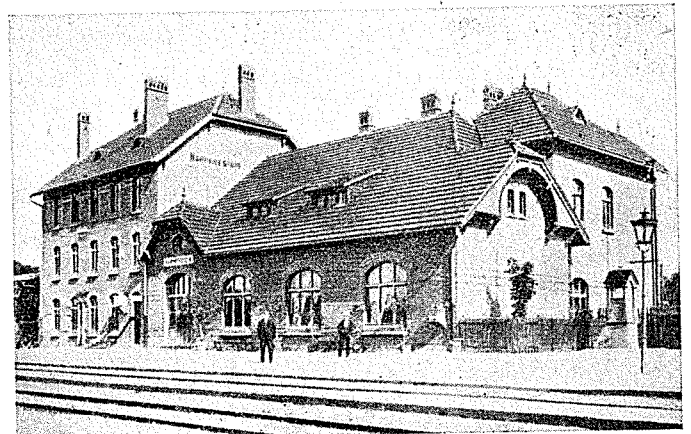
Als dann die Jahrzehnte vergingen und immer noch kein neues Polen erstand, als die Teile des getrennten Volkes sich allmählich auseinanderlebten, als wenigstens im preußischen Teil die Polen wirtschaftlich erstarkten, nicht gerade zu einem Wirtschaftswunder, aber doch zu einem Grad von Wohlstand und zivilisatorischem Fortschritt, der weit höher war als im russischen Polen, da mag es manchen gegeben haben, der resignierte und sich im gegenwärtigen Status einzurichten begann. Doch war die Zahl derer kleiner als vielleicht heute im deutschen Volke.

Im Jahre 1914 trat dann endlich das ein, worauf die Polen so lange gehofft hatten. Die drei Teilmächte führten gegeneinander Krieg und schwächten sich so sehr, daß aus diesem Zustand politischer Schwäche ein neues Polen erstehen konnte. Sein Bestand war so lange problematisch, als es seine Bestimmung darin sah, als Vorposten der Westmächte Deutschland und Rußland niederzuhalten. Es mußte gefährdet sein, sobald seine Nachbarn wieder erstarkten, zumal es dem Staat wieder an innerer Festigkeit fehlte. So wiederholte sich sein tragisches Geschick. Wieder wurde Polen Opfer von Teilmächten, von zwei Diktatoren. Wieder bekämpften sich die beiden Sieger, aber diesmal schwächten sie sich nicht gegenseitig, sondern Sowjetrußland ging mit Hilfe der Westmächte als unbestrittener Sieger hervor, mit dem Ergebnis, daß sich Polen heute etwa in demselben politischen Zustand befindet wie zu den Zeiten der Zarin Katharina.

Graben zwischen Freiheit und Unfreiheit

Ein Historiker ist weder ein Politiker noch ein Prophet, und ich bin auch keineswegs befugt, die Politik der Landmannschaft zu interpretieren. Es sei mir aber gestattet, noch ein paar Gedanken auszusprechen, die vom Studium der polnischen Teilungen für die Gegenwart von Bedeutung sein könnten. Die sowjetische Geschichtsauffassung betrachtet Polen als einen Teil Osteuropas, der seinem wahren Charakter durch westliche Einflüsse lange entfremdet worden sei, jetzt aber von der Roten Armee befreit worden sei und durch den Bolschewismus zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückgeführt werde. Dieser Auffassung setzen wir unsere entgegen, daß Polen zu Mitteleuropa gehört, seiner Kultur und seiner Geschichte nach. Deshalb wünschen wir, daß ein freies Polen in den ihm zukommenden Grenzen stark genug ist, mit einem freien Deutschland Europa im Osten abzuschirmen gegen die Gefahr des Bolschewismus. Was auch immer zwischen Polen und Deutschland im Laufe der Geschichte sich ereignet hat, der tiefe Graben, der die Völker trennt, geht nicht zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk, auch nicht übrigens zwischen dem deutschen und dem russischen, sondern zwischen Freiheit und Unfreiheit. Ein unfreies Polen, ein russischer Satellit, wird immer in Gefahr sein, Objekt politischer Handlungen zu werden. Ein freies Polen wird uns ein willkommener Partner sein, denn es gibt Aufgaben genug, die beide Völker zusammen zu erfüllen haben.

*



Hammerstein. Der Bahnhof

Geburtstage Kreis Schlochau

- 102 Jahre alt wurde am 20. Juli Frau Albertine Köhler, geb. Wenzel, gebürtig aus Groß-Wittfelde, später in Groß-Küdde, Kr. Neustettin wohnhaft. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Karl Köhler in Berlin 41 (Steglitz), Florastraße 2
- 90 Jahre alt am 10. September Frau Emma Roß aus Abbau Pr. Friedland (nahe der Blockstation Marienfelde). Jetzt wohnt sie bei ihrem ältesten Sohn Friedrich Roß in Rödlin über Neustrelitz (Mecklenburg). Es gratulieren die Kinder Ida, Willy, Marta und Emil.
- 89 Jahre alt am 3. August Frau Martha Wendt aus Lichtenhagen. Für ihr Alter ist sie noch sehr rege. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Willi Wendt in 3501 Naumburg (Bez. Kassel), Bahnhofstraße 15
- 86 Jahre alt wird am 21. August Frau Amanda Albrecht aus Rittersberg. Jetzt: 428 Borken, Hoxfelder Weg 33
- 85 Jahre alt am 22. August die Gast- und Landwirtin Frau Minna Sawatzki, geb. Ross aus Pollnitz. Sie ist körperlich und geistig noch sehr rege. Jetzt wohnt sie mit ihrer Tochter in 238 Schleswig, Memeler Straße 60
- 85 Jahre alt am 11. August Frau Minna Krüger, Ehefrau des verstorbenen Fleischermeisters Gustav Krüger aus Wehnershof bei Hammerstein. Bei guter Gesundheit ist sie zur Zeit auf Reisen. Ihren Ehrentag verlebt sie im Kreise ihrer Kinder, Enkel und Urenkel. Anschrift: 2341 Gut Olpenitz über Kappeln.
- 83 Jahre alt am 25. Juli Frau Anna Wilke, Ehefrau des verstorbenen Fuhrunternehmers Ernst Wilke aus Pr. Friedland. Jetzt wohnt sie in einer schönen Zweizimmerwohnung in 2203 Horst/Holstein, Rentnerwohnheim.
- 83 Jahre alt am 20. August Lehrer i. R. Otto Heybutzki aus Schlochau, später Schönlanke. Jetzt wohnt er in 315, Peine, Drosselweg 4
- 83 Jahre alt am 4. September Frau Kaufmann Gertrud Leibholz aus Schlochau, Markt 1. Sie grüßt ihre alten Bekannten und früheren Kunden aus: SAO PAULO/Brasilien, Caixa postal 4299
- 82 Jahre alt am 30. August Frau Maria Gollnick aus Försternau. Allen Heimatbekannten sendet sie viele Grüße. Jetzt: 3 Hannover, Haltenhoffstraße 5

80. Geburtstag

Am 5. September 1964 wird Frau Mathilde Wurch aus Flötenstein 80 Jahre alt. Ihr Ehemann, der inzwischen verstorben ist, besaß in Flötenstein ein Gemischtwarengeschäft. Allen lieben Heimatfreunden und Bekannten aus Flötenstein entbietet Frau Wurch auf diesem Wege die herzlichsten Grüße und wünscht ihnen für die Zukunft das beste Wohlergehen. Jetzt wohnt sie in 4358 Haltern-Holtwick Nr. 166 (Kr. Recklinghausen)



- 80 Jahre alt am 18. Juli Frau Antonie Grabowitz aus Schlochau, Königstraße 27. Jetzt: 4 Düsseldorf, Oberbilker Allee 164. Mit ihrem Ehemann August Grobowitz, der jetzt 86 Jahre alt ist, und ihren Töchtern Hildegard Brandt und Veronika Ley grüßt sie alle lieben Bekannten aus der Heimat.
- 75 Jahre alt am 25. August Frau Frieda Gehrke, geb. Lotzin aus Wehnershof. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Margot Retzlaff in 3121 Lüder über Wittingen. Allen Verwandten und Bekannten viele Grüße!
- 75 Jahre alt am 28. August der frühere Bauer Franz Sieg aus Stegers, Schlochauer Straße. Jetzt: Neustadt-Eichsfeld, Kr. Worbis/Thür., Dorfstraße 30
- 71 Jahre alt am 12. August Frau Lucia Kowalski, geb. Wilke aus Schlochau, Am Bahnhof. Sie lebt allein und würde sich freuen, von einigen ihrer früheren Mitschülerinnen ein Lebenszeichen zu erhalten. Jetzt: 4402, Reckenfeld/Westf., Drosselweg 55
- 70 Jahre alt am 23. August Landwirt Albert Schewe aus Buchholz. Jetzt: 469, Herne/Westf., Roonstraße 45
- 65 Jahre alt am 29. Juli Frau Hedwig Wruck, geb. Radtke aus Schlochau, Bahnhofstraße. Jetzt: 41 Duisburg-Wedau, Dirschau Weg 24

Geburtstage Kreis Flatow

- 89 Jahre alt am 20. September der frühere Fuhrunternehmer Johann Wendt aus Flatow, Am Pferdemarkt 3. Er wohnt noch in der alten Heimat bei seinem Sohn Paul Wendt.
- 88 Jahre alt am 29. August Postinspektor i. R. Martin Tesmer aus Flatow, Litzmannstraße. Jetzt wohnt er in 2332 Rieseby/über Eckernförde, Haus Moll.

- 84 Jahre alt am 11. September Frau Minna Körnke, geb. Gohlke aus Wilhelmssee. Jetzt wohnt sie in 2301 Söhlde über Hildesheim, Zollstraße 2
- 84 Jahre alt am 25. August Frau Elisabeth Zodrow, geb. Beutler auf Flatow, Vandsburger Weg 62. Jetzt wohnt sie in 543 Montabaur/Westerwald, Eichendorffstraße 16 bei ihrer Tochter und dem Schwiegersohn Wilhelm Pritsch u. Frau Annemarie.
- 83 Jahre alt am 20. September Frau Anna Labuda aus Neupottlitz. Sie wohnt jetzt bei ihrer Tochter Sofie Ernst in 2301 Klausdorf über Kiel
- 82 Jahre alt am 2. September Frau Lina Kröning, geb. Schauland aus Gursen. Jetzt wohnt sie in Retzow über Lütz (Meckl.)
- 82 Jahre alt am 7. September der frühere Bauer Samuel Semke aus Neuhof. Jetzt wohnt er bei seinen Töchtern Frieda und Ruth in 4 Düsseldorf, Lessingstraße 61



80. Geburtstag

Ihren 80. Geburtstag feiert am 13. September 1964 Frau Valeria Mielke aus Krojanke, Gartenstraße. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter in 8 München 25, Attenkofferstraße 10 und grüßt alle ihre Verwandten und Bekannten aus der Heimat.

- 79 Jahre alt am 11. September Frau Auguste Günther aus Kölpin und Krummenfließ. Jetzt wohnt sie in 3305 Neuerkerode, Post Obersichte
- 78 Jahre alt am 22. August Justizobersekretär i. R. Oskar Ritt aus Flatow, Fahrheidstraße 9/10. Jetzt wohnt er in 33 Braunschweig, Eulenberg 4
- 78 Jahre alt am 23. August Frau Anna von Bronewski, aus Krojanke, Bhf. und Flatow. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Claus in 609 Rüsselsheim am Main, Platanenstraße 29
- 78 Jahre alt am 23. August der Telegr. Leitungsaufseher a. D. Heinrich Eichhorst aus Flatow, Jastrower Straße 32. Jetzt wohnt er in Aschersleben, Marienstraße 53
- 78 Jahre alt am 19. September Lds. Paul Mellenthin aus Flatow, Töpferstraße. Jetzt wohnt er in 5463 Unkel-Heister/Rhein, Hauptstraße 47
- 77 Jahre alt am 25. August Lds. Reinhold Reinke aus Tarnowke. Jetzt wohnt er in 4051 Elmpt, Kr. Erkelenz, Lehmkuhl
- 75 Jahre alt am 19. September die Witwe Agnes Kroll, geb. Heimann aus Flatow, Am Bahnhof. Jetzt wohnt sie in 516 Düren, Scharnhorststraße 149
- 74 Jahre alt am 5. September die Witwe Frau Erna Schmidt, geb. Kunz aus Flatow, Lindenhof. Jetzt wohnt sie in Wahrenstorf, Kr. Grevesmühlen (Meckl.)
- 73 Jahre alt am 14. September Lds. Ewald Winkler aus Grunau. Jetzt wohnt er in 5239 Hirtscheid, Post Erbach (Oberwesterwald)



Königsdorf

Mit dem nebenstehenden Foto grüßt die jetzt 72-jährige ehemalige Bäuerin, Frau Hedwig Schmedel aus Königsdorf alle ihre Landsleute und Bekannten. Sie wohnt jetzt bei ihrer Tochter Luise in (3 a) Tempzin, Kreis Sternberg (Mecklenburg)

- 71 Jahre alt am 7. September Lds. Karl Gall aus Flatow, während seine Ehefrau Frieda, geb. Lietz am 26. September ihren 70. Geburtstag begehen kann. Jetzt: 41 Duisburg-Meiderich, Herkenberger Straße 20
- 67 Jahre alt am 4. September Frau Albertine Wiesian, geb. Bähr aus Neu Schwente. Jetzt wohnt sie in 5828 Ennepetal-Milspe, Wuppermannstraße 21

- 67 Jahre alt am 18. September Frau Erna Dievernich, geb. Knuth, verw. Winkler, verw. Lange aus Flatow. Jetzt wohnt sie in 24 Lübeck, Vorbeckstraße 5 a
- 64 Jahre alt am 9. September Ldsm. Willi Lanske aus Flatow, Vorstadt. Jetzt wohnt er in 4971 Dehme über Bad Oeynhaus, Plattenbergweg 107
- 64 Jahre alt am 17. August Frau Minna Gräber, geb. Röding aus Kappe, später Stretzin und Steinborn. Jetzt: 434 Gladbeck/Westf., Feldstraße 70

Silberhochzeit

Am 15. August 1964: Eheleute Franz Arndt und Frau Brigitte, geb. Blank aus Grabau, Kr. Schlochau. Jetzt: 64 Fulda, Sebastianstraße 17

Es starben fern der Heimat

Frau Martha Lucht, geb. Suckau aus Schlochau, Am Bahnhof am 28. Februar 1964 im Alter von 81 Jahren. Zuletzt: 3 Hannover-Süd, Lutherstraße 61 bei ihrem Schwiegersohn, Steueramtmann Willi Riebling

Ldsm. Fritz Horn aus Groß Wittfelde im April 1964. Zuletzt: 7 Stuttgart-Zuffenhausen, Sersheimer Straße 31

Lehrer und Organist i. R. Georg Schnurkowski aus Gursen. Er wurde beigesetzt am 5. März 1964. Zuletzt: 4967 Bückeberg, Schillerstraße 14

Landwirt und Müllermeister Gustav Knaak aus Flatow, später Oels/Schlesien und Mühle Kegels bei Glommen, Kr. Bartenstein/Ostpr., am 19. Juli 1964 im Alter von 62 Jahren. Zuletzt: 6101 Wixhausen ü./Darmstadt, Ottilienmühle

Landwirt Emil Prochnow aus Königsdorf am 24. Juli 1964. Zuletzt: (10 a) Seifhennersdorf ü./Zittau, Wilhelm-Stolle-Weg 29

Frau Auguste Prah, geb. Weyer aus Groß-Friedrichsberg am 18. Mai 1964 im Alter von 82 Jahren. Zuletzt: Meichow, Kr. Prenzlau (Meckl.)

Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

Ad multos annos

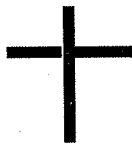
Unserem ehemaligen Lehrer, dem Freund unserer Jugendzeit

Dr. phil. Clemens Otto

in 579 Brilon/Westf., Voßkuhle

zum 75. Geburtstag

am 7. September 1964 die herzlichsten Glückwünsche
Die ehemaligen Schülerinnen und Schüler der höheren
Lehranstalten Pr. Friedlands



Dein Wille geschehe!

Nach schwerer Krankheit entschlief sanft und ruhig am 15. Juli 1964 mein lieber, herzenguter Mann, unser lieber Bruder und Schwager

Fritz Hein

Polizeimeister i. R.

im 62. Lebensjahr.

In stiller Trauer:
Gertrud Hein, geb. Rehberg
und Familie

2391 Maasbüll, Kr. Flensburg
Früher: Hammerstein

Die Beerdigung fand am Sonnabend, dem 18. Juli 1964, von der Kirche zu Rüllschau aus statt.

Wieder lieferbar!
Vollständige Jahrgänge des Kreisblattes
seit 1953
Es wird gebeten, keine Ausgaben
mehr einzusenden
(siehe Kreisblatt vom Juli)

Anschriftenänderungen

Steueramtmann Willi Riebling aus Schlochau. Jetzt: 3 Hannover-Bornum, Hudeplan 42 A — Regierungsamtmann Rudolf Roggatz aus Schlochau. Jetzt: 3 Hannover-Bornum, Hudeplan 40 A — Irmgard Elsner, geb. Felske aus Schlochau, Konitzer Straße 22. Jetzt: Berlin 48, Hildburghäuser Straße 39 — Gerhard Hass aus Pr. Friedland, Karlstraße 8. Jetzt: 48 Bielefeld, Walter-Rathenau-Straße 41 — Eva Lindner, geb. Küwert aus Pr. Friedland, Markt 3. Jetzt: 48 Bielefeld, Oerlinghauser Straße 12 — Marie Kieselbach, geb. Sorgatz aus Flatow. Jetzt: 565 Solingen-Ohligs, Diepenbrucher Straße 23 — Werner Weinkauff aus Krojanke. Jetzt: 4426 Vreden, Bez. Münster, Wüllener Straße 214 — Max Oestreich aus Lugetal. Jetzt: 5 Köln-Weidenpesch, Neußer Straße 620

Johannes Pöplau aus Förstenu 50 Jahre Organist

Sein 50-jähriges Organistenjubiläum konnte am 1. August 1964 unser Landsmann Johannes Pöplau aus Förstenu, jetzt wohnhaft in Breitenworbis, Kr. Worbis/Thür., Kirchstraße 2, begehen. Wie schon in der alten Heimat, so ist er auch jetzt in der Fremde in der Gemeinde unseres letzten Pfarrers und jetzigen Geistlichen Rates, Joachim Aust, als Organist tätig. — Alle Förstenuer und Christfelder, sowie alle Heimatfreunde gratulieren herzlich zu diesem Ehrentage und wünschen ihm weiterhin die beste Gesundheit und noch recht viele Jahre im Dienste Gottes.

A. Sp.

Für die Glückwünsche zu meinem 77. Geburtstag möchte ich mich auch im Namen meines Mannes, meiner Kinder und Enkelkinder recht herzlich bedanken.

Frau Martha Karow

Witten-Bommern, Siepenstraße 26
früher Pr. Friedland, Gartenstraße 10

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten, die mich so zahlreich zu meinem 88. Geburtstag mit Glückwünschen bedacht haben, danke ich auf diesem Wege herzlich.

Otto Kietzmann

2406 Stockelsdorf/Lübeck, Flurstraße 32

Ein treues Mutterherz
hat aufgehört zu schlagen.

Aus einem Leben voller Liebe und Fürsorge für uns holte Gott der Allmächtige unsere liebe gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter und Tante

Emma Valeske

geb. Steffen

im Alter von 83 Jahren zu sich in sein himmlisches Reich.

In stiller Trauer:
Minna Götz, geb. Valeske
Elisabeth Valeske
Wilhelm Valeske und Frau Emmi
Paul Valeske und Frau Meta
Emma Ströbele, geb. Valeske
Enkelkinder Christa, Ulrich,
Gisela, Jutta
Urenkel und Anverwandte

43 Essen-Ueberruhr, Selbachstr. 11, den 21. Juli 1964
Früher: Krojanke, Vogtei

Ein treues Vaterherz
hat aufgehört zu schlagen.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß entschlief am 6. Juli 1964 in Pastow, Kreis Rostock nach längerem schwerem Leiden unser lieber treusorgender, herzenguter Vater, Schwiegervater, Groß- und Urgroßvater, mein lieber Bruder, Schwager und Onkel

Alfred Kühn

aus Glumen - Abbau

kurz vor Vollendung seines 77. Lebensjahres.

In tiefer Trauer:

Hildegard Kühn, Kröpelin (Mecklenburg)

Irmgard Rump, geb. Kühn, Neuß

Bruno Rump, Neuß

Ruth Nimtz, geb. Kühn, Düsseldorf

Erich Nimtz, Düsseldorf

Margarete Christochowitz, geb. Kühn
Kröpelin (Mecklenburg)

Gustav Christochowitz, Kröpelin (Mecklenb.)

Waltraud Schwartz, geb. Kühn,
Pastow, Kr. Rostock

Günter Schwartz, Pastow, Kr. Rostock

Enkel- und Urenkelkinder

und alle Anverwandten

Pastow, den 6. Juli 1964

Die Beerdigung fand an seinem Geburtstag, dem 10. Juli 1964, um 15.00 Uhr, von der Friedhofskapelle in Pastow aus statt.

Wir erhielten die traurige Nachricht, daß am 23. 6. 1964 durch einen tragischen Unglücksfall unsere liebe Schwester, Schwägerin, Tante und Großtante

Marta Richter

zuletzt Bad Godesberg

für immer von uns gegangen ist.

Im Namen aller Geschwister
und Anverwandten

Heinrich Richter

Hannover-Döhren,
Suthwiesenstraße 22

früher Schlochau, Bahnhofstraße 20

Nach einem arbeitsreichen Leben verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit am 10. Juli 1964 unsere liebe Mutter, Oma und Schwiegermutter

Frau Auguste Hass

im Alter von 83 Jahren. Früher in Flötenstein, Kreis Schlochau wohnhaft.

In stillem Leid:

Die Söhne

Gerhard Hass mit Gattin

Werner Hass mit Gattin

Der Enkel

Claus Hass

und alle Anverwandten

Am 26. Juli 1964 entschlief plötzlich und unerwartet unser lieber Vater, Schwiegervater und Opa

Theodor Wehner

im Alter von 84 Jahren.

In stiller Trauer:

Walter Wehner

Gerda Wehner, geb. Wehner

Kurt Wehner und Frau Eugenie

Lieselotte Otto, geb. Wehner

Bruno Otto

und alle Enkelkinder

1 Berlin-Spandau, Neue Bergstraße 12
Früher: Landeck und Schlochau

Der Herr über Leben und Tod nahm am 29. Juli 1964 unseren lieben Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder und Onkel, den Bauern

Franz Konitzer

nach längerem, schwerem Leiden im Alter von 91 Jahren zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Leo Konitzer und Frau Ella,
geb. Dix

Hans Sieg und Frau Hedwig,
geb. Konitzer

Maria, Christa, Leonhard und
Hans-Ferdinand als Enkel

58 Hagen, Hochstraße 113
5062 Hoffnungsthal, Breslauer Ring 24
Früher: Königsdorf, Kr. Flatow

Nach kurzer schwerer Krankheit verschied heute früh unser lieber Vater und Schwiegervater, unser herzenguter Opi, Schwager und Onkel,

Herr Otto Flatau

Telegrafeningenieur i. R.

im Alter von 84 Jahren.

In tiefer Trauer:

Irmgard Heitz, geb. Flatau

Otfheinrich Heitz

Enkelkinder und Anverwandte

Mannheim, Windeckstraße 4, den 25. Juli 1964
(Schriesheim, Waldstr. 1) früher Schlochau

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 2,50 DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 2,50 DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Fast alle älteren Nummern (seit 1953) sind noch lieferbar.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in Bonn 5, Postfach 45 bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste unter „N = Neues“ verzeichnet. Abbestellungen nur vierteljährlich vom Vierteljahresersten zum nächsten Vierteljahresersten.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 45.
Postanschrift: Kreisblatt, 53, Bonn 5, Postfach 45.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.
Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.